

# PAUL ROSENZWEIG – DACHAU

## MEINE FRÜHEN JAHRE

Ich wurde am 18. Februar 1920 in Altleiningen geboren, einem Dorf in Rheinland-Pfalz ungefähr in der Mitte zwischen Kaiserslautern und Ludwigshafen.

1930 war mein Vater bereits tot, und ich lebte als Zehnjähriger mit meiner Mutter und Martha, meiner dreijährigen Schwester im Haus meines jüdischen Großvaters. Er war zu dem Zeitpunkt 80 Jahre alt und benötigte Pflege, nachdem er einen doppelten Leistenbruch erlitten hatte.

Großvater war nicht der Eigentümer des Hauses. Ihm war von seinem früheren Arbeitgeber erlaubt worden, dieses Haus solange zu bewohnen wie er wolle. Es war ein bescheidenes Haus, gebaut an einem steilen Hügel. Das Erdgeschoß bestand aus einem Keller und einem Stall. Eine Doppeltür führte zu einem Treppenhaus, das zum ersten Stock führte, wo wir in zwei großen Räumen wohnten. Wasser gab es aus einem Hahn im Stall. Die Toilette befand sich im Garten, der sich neben dem Haus am Fuß des Hügels hinzog. Hinter dem Garten befand sich eine ca. drei Meter hohe und 7.5 Meter lange Mauer, die den Berghang befestigte und an der wir Weintrauben zogen.

Mutter, Martha und ich waren getaufte Christen der evangelisch-protestantischen Kirche. In einem 1980 veröffentlichten lokalen Geschichtsbuch wurde Großvater namentlich erwähnt und als letzter Jude von Altleiningen bezeichnet.

Ich wuchs in schwierigen Zeiten auf. Trotz großer Opfer während des vierjährigen Kaiserkriegs fand sich das deutsche Volk besiegt und erniedrigt wieder, nur knapp einer Revolution ähnlich der in Rußland entgehend. Die enormen Reparationszahlungen, die den Deutschen von den Siegermächten auferlegt wurden, machten die Armen noch ärmer.

Dies war die Zeit der Weimarer Republik. Deutschland hatte eine demokratische und pluralistische Regierungsform. Das Staatsoberhaupt war der Präsident, eine Position ähnlich der eines gewählten Monarchen. Der *Reichstag* war das deutsche Parlament. Die Position des Kanzlers entsprach in etwa dem unseres Premierministers. Er war üblicherweise der Führer der Partei, die im Reichstag die Mehrheit hatte, und wurde vom Präsidenten mit der Regierungsbildung beauftragt.

In den Jahren 1923/24 kollabierte die deutsche Währung in einer völlig außer Kontrolle geratenen Inflation. Wer für Notzeiten vorgesorgt hatte, sah seine Ersparnisse im Nichts verschwinden. Geld wurde in nie zuvor gesehener Geschwindigkeit gedruckt, während der Wert genauso schnell auf den des Papiers sank, auf dem das Geld gedruckt wurde. Ich erinnere mich deutlich, daß mir Millionen Deutsche Reichsmark zum spielen gegeben wurden.

Zu dieser Zeit war das deutsche Rheinland von einer französischen Armee besetzt. Diese zog 1927 ab. Der Abzug war ein Grund zum Feiern für die Jüngeren, obwohl einige der Älteren befürchteten, daß ein stabilisierendes Element abgezogen war. Zu dieser Zeit besuchte ich die Grundschule in Altleiningen. Eine französische Militäreinheit verbrachte im Zuge des Abzugs eine Nacht auf unserem Spielplatz.

Am Tag vorher zog der Gemeindediener, eine Art Ausrufer, in seiner blauen Uniform durch das Dorf, seine Handglocke läutend. "Morgen", rief er aus, "wird eine französische Militäreinheit einen Ruhetag in unserer Mitte verbringen. Von der Gemeinde wird erwartet, diese Soldaten willkommen zu heißen und ihnen ihren kurzen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Schließlich sind es auch nur Menschen wie Du und Ich." Nach meinem Verständnis befürchteten die Behörden Demonstrationen junger nationalsozialistischer Aufwiegler, die Ärger verursachen könnten.

---

Ich war damals zu jung, um mich für Politiker zu interessieren, aber ich kann mich an einige Namen erinnern. Kanzler Ernst Stresemann verdiente sich Anerkennung für seine Bemühungen, die Dinge zu verbessern. Als er starb sah Ich viele der Älteren im Dorf in Tränen. Ich sehe immer noch das Gesicht von Präsident Friedrich Ebert auf den Briefmarken. Er war ein Agnostiker, ein abgefallener Katholik. Nach seinem Tod verweigerte die Katholische Kirche ihm ein kirchliches Begräbnis. Tatsächlich wurde die Beisetzung von einem Pfarrer der evangelischen Kirche Heidelberg durchgeführt. Sein Name war Herman Maas<sup>1</sup>; Jahre später sollte er meine Leben ändern.

Nach Ebert folgte Hindenburg, der Oberbefehlshaber der deutschen Armee während des Kriegs. Er war das Produkt einer alten Militäraristokratie, ein erkonservativer Nationalist. Er war sicher nicht jemand, der für die demokratischen Ideen, die jetzt in Deutschland ausprobiert wurden, irgendwelche Sympathien hegte, ganz zu schweigen von Enthusiasmus.

Die Stimmen der Unterstützer der Demokratie wurden mehr und mehr übertönt durch das Geschrei der Nationalsozialisten auf der einen und der Kommunisten auf der anderen Seite. Wer als Reisender seinen Geschäften nachgehen wollte, wappnete sich mit einem Hakenkreuz unter dem rechten und mit Hammer und Sichel unter dem linken Revers.

Je näher das Ende der Zwanziger Jahre rückte, desto mehr begannen die Leute in unserem Dorf den Demagogen zu lauschen, die einfache und schmerzfreie Lösungen für alle Probleme Deutschlands versprachen. In dieser Phase der Veränderung begannen in Deutschland die Dreißiger Jahre.

---

## **DIE GEWALTTÄTIGEN DREISSIGER JAHRE**

Mit dem Beginn der Dreißiger Jahre begann die Große Depression die deutsche Misere zu verstärken. Die Ergebnisse waren zerstörerisch. Sieben Millionen Deutsche wurden arbeitslos. Eine böse Macht schien am Werk zu sein, um das deutsche Volk zu demoralisieren.

Früh in dieser Zeit bemerkte ich ein neues Phänomen an der Schule. Eines Tages machte ein Lehrer in der Klasse eine ungerechtfertigte und sehr aggressive Bemerkung über Juden. Er muß gewußt haben, daß ich, obwohl Christ, mit einem jüdischen Großvater zusammenlebte. Ich denke, ich wurde zu jener Zeit als höflicher Schüler betrachtet, aber ich stand sofort auf, verließ den Raum und blieb für den Rest des Tages zu Hause. Fairerweise muß ich festhalten, daß der Lehrer sich am nächsten Tag vor der Klasse bei mir dafür entschuldigte, daß ihm "die Zunge ausgerutscht" sei.

Jedenfalls war dies symptomatisch für die Veränderungen an der Schule. Wir wurden ständig durch Lieder und Slogans nationalistischen Inhalts indoktriniert. Ein Beispiel:

*Siegreich wollen wir Frankreich schlagen*

*Der Rhein ist nicht Deutschlands Grenze sondern Deutschlands Strom*

Es schien ebenso viele politische Parteien zu geben wie das Jahr Tage hat. Wer zu Besonnenheit und Vernunft riet wurde verspottet, wenn nicht schlimmer. Eines Morgens sagte ein junger Mann aus einem Nachbardorf einer Gruppe junger Fanatiker direkt vor unserem Haus, was er von ihrem Verhalten hielt. Er mußte um sein Leben rennen.

Hitlers SA (Sturm Abteilung) zeigte sich immer öfter offen auf den Straßen. Sie wurde befehligt von einer abscheulichen Persönlichkeit namens Röhm. Diese braunbehemdeten Rabauken waren Hitlers Straßenkämpfer. Sie stolzierten überall umher, schwangen ihre Hakenkreuzflaggen und

---

<sup>1</sup> <http://www.maasfoundation.com/en/thierfelder.html>

sangen ihre Hymne, das sogenannte Horst-Wessel-Lied, mit Abstand das bekannteste Nazilied:  
*Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen*

*SA marschiert in mutig-festem Schritt*

*Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen*

*Marschier'n im Geist in uns'ren Reihen mit*

In dieser Phase der frühen Dreißiger schien keine Regierung in der Lage zu sein, mehr als einige Wochen zu überstehen. Wahlen wurden immer öfter abgehalten, bis die Menschen die Nase davon voll hatten. Man konnte Kommentare hören wie "so geht es nicht weiter". Es war daher nicht überraschend, daß einige zuhörten, als Hitler ihnen versprach "Gebt mir vier Jahre. Ich werde Euch Arbeit geben. Ich werde Euch Brot geben."

Was er nicht sagte war:

"Ich werde Euch eine Diktatur geben."

"Ich werden Konzentrationslager eröffnen und jeden dort einsperren, der anderer Meinung ist als ich."

"Ich werden jeden jüdischen Mann, jede jüdische Frau und jedes jüdische Kind töten, dass ich in meine mörderischen Hände bekomme."

"Ich werde Euch einen Krieg aufzwingen und Deutschland zerstören."

Slogans der Nazis zierte jede freie Wand:

*Wer macht uns frei - die Hitler Partei*

*Deutschland erwache - Juda Verkrache*

Ich mußte feststellen, daß selbst einige meiner engsten Freunde laut zu denken begannen: "Laß uns Hitler eine Chance geben. Wir können ihn jederzeit wieder abwählen wenn er sich als unfähig erweist." (Wunschdenken)

Der letzte Kanzler, der als Demokrat betrachtet werden konnte, war Kanzler Brüning. Er vertrat die Katholische Zentrumsparterie, vergleichbar mit unserer Liberal Party. Er erließ eine Reihe von Notverordnungen bei dem Versuch, mit der wirtschaftlichen Situation fertig zu werden. Er wurde verhöhnt. An Straßenecken konnte man Leute Parodien auf aktuell populäre Lieder singen hören:

*Auf dem Brüning seiner Glatz ist der Notverordnung Platz*

Er blieb nicht lange. Hindenburg entließ ihn und ersetzte ihn durch den Wortführer des Establishments, von Papen. Ich vergleiche ihn mit dem späten John the Baptist. Er war es, der den Weg für den kommenden großen Messias Adolf Hitler bereitete, und er wurde pünktlich belohnt, als Hitler an die Macht kam.

In den Wahlen am 30.1.1930 erreichte Hitler eine hauchdünne Mehrheit. Das war seine Chance, und bei Jupiter, er nutzte sie.

Ein Nazislogan dieser Zeit war:

*Wir werden weiter marschieren, für uns gibt es kein zurück*

Am Anfang nahm Großvater sie nicht wirklich ernst. Er bezeichnet sie als "vernagelt". Damit meinte er, daß sie verbohrt Ansichten hatten. Bei einer Gelegenheit stoppten ihn zwei SA-Mitglieder in Altleiningen; "Was tun Sie hier?" fragten sie. "Wir dachten, Euch Juden hätte man alle aufgehängt." "Oh" sagte der alte Mann, zu der Zeit weit in seinen Achtzigern, "wenn Ihr meint mich hängen zu müssen, nur zu. Ich habe mein Leben schließlich gelebt, aber bitte hängt mich nicht zu hoch auf." "Wieso das?" fragten sie. "Ich würde es bedauern wenn ihr mich nicht erreichen könntet für den Fall, daß ihr mich am Arsch lecken wolltet." Die beiden Braunhemden

brüllten vor Lachen und gingen ihres Weges. Wochen später schauten Reisende auf dem Weg zu umliegenden Städten vorbei um zu fragen, ob die Geschichte wirklich wahr sei.

Großvater ließ sich von ihnen nicht einschüchtern. Wir machten schlechte Zeiten durch. Unsere Dachziegel und unsere Fensterscheiben wurden eingeschmissen, aber kein Nazi betrat je unser Haus.

Am Anfang des Jahres 1933 bemerkten wir keinen großen Unterschied, abgesehen von einigen Nadelstichen. Die Lieder der SA wurden immer antisemitischer und furchterregender. Einige Beispiele, an die ich mich erinnere:

*Und wenn das Judenblut vom Messer spritzt dann geht's nochmal so gut*

*Wetzt die langen Messer auf dem Bürgersteig, lasst die Messer flutschen in den Judenleib! Blut muss fließen - Knüppelhadgedick und wir scheißen auf die Freiheit der Juden Republik*

Ich erinnere mich an den Tag der Arbeit am 1.5.1933, als die Nazis als eingeschworene Gegner des Sozialismus versuchten, die Arbeiter zu verführen indem sie sich sozialistischer gaben als die Sozialisten selbst. Da gab es Blumen, Fahnen und sogar einen Maibaum. Die braunbehemdeten Rauhbeine veranstalteten einen Festtag.

In Vorbereitung auf den 1. Mai wurde überall in Deutschland das Zeigen zumindest eines Hakenkreuzes für eine patriotische Pflicht gehalten. Im April besuchte ich zufällig meinen Schulfreund Lothar Bonn zu Hause. Ich war überrascht, seine Mutter bei der Anfertigung einer Hakenkreuzfahne zu sehen, während ihr die Tränen über das Gesicht liefen. Sie betrieben nicht nur einen Lebensmittelladen, sondern waren auch für die örtliche Post verantwortlich, sodaß sie unter einigem Druck standen. Ich fragte sie, warum sie traurig sei. "Schau", sagte sie, "statt unserer geliebten Schwarz-Rot-Goldenen Nationalflagge müssen wir dieses verfluchte Zeichen zeigen." Vielleicht hatte sie eine Vorahnung. Ihr Sohn Lothar war zusammen mit einem anderen meiner Klassenkameraden dazu bestimmt, in dem bevorstehenden Krieg getötet zu werden.

Am Tag der Arbeit wehten nur auf unserem Haus und dem Haus von Herrn Glaser, einem ehemaligen Schullehrer ganz am anderen Ende des Dorfes, keine Hakenkreuzflaggen. Jeder hörte Hitlers Rundfunkansprache. Er sprach die zuhörenden Männer und Frauen als "Genossen" und "Genossinnen" an, Wörter, die auch Kameradschaft beinhaltet. "Ich bin einer von Euch", das war sein Stil. Als Redner war er ein Experte. Als seine Rede den Höhepunkt erreichte, ertönte das unvermeidliche "Heil Hitler", gefolgt von dem Horst-Wessel-Lied.

In jenem Jahr wurden Gesetze erlassen mit dem Ziel, den Juden ein normales Leben in Deutschland unmöglich zu machen. Ich gelangte an den Wendepunkt meines Lebens.

Die meisten meiner Freunde gehörten nun zur Hitlerjugend. Zu ihren Gunsten muß ich sagen, daß einige von ihnen mich zum Beitritt zu überreden versuchten, als sie bemerkten, daß sie sonst nicht mit mir in Verbindung bleiben konnten. Mit meinen blonden Haaren und meinem nichtjüdischen Erscheinen war ich akzeptabel, und ich begleitete sie einige Male. Es gab Lektionen im Trommeln und Trompetenblasen. Dann kam das Ultimatum: "Trittst Du bei oder nicht?" Ich sagte Ihnen, daß ich zuerst mit meinem Großvater sprechen müsse.

Am nächsten Morgen sprach ich mit Großvater, und seine Antwort war eindeutig. Im wesentlichen sagte er, mit einem Beitritt würde ich mich verleugnen. Ich hatte so großen Respekt vor ihm, daß ein Beitritt nicht in Frage kam.

Ich kann nicht behaupten, daß ich glücklich darüber war, da ich mir über die Zukunft keine Illusionen machte. Mit dieser Entscheidung trennte ich mich von meinen Freunden und vom sozialen Leben im Dorf. Von nun an war ich eines der Ziele der Antisemiten. Die Aussichten waren traurig.

1933 verließ ich mit dreizehn Jahren die Schule und wurde zum Familienemähler. Das bedeutete nicht, eine Karriere einzuschlagen. Eine Arbeitsstelle zu finden war für jeden schwierig, aber für jemanden, der als Jude galt, war es doppelt schwer. Ich mußte nehmen was kam. Während des Sommers und im Herbst bekam ich gelegentlich Arbeit auf dem Land, entweder beim Dreschen oder bei der Traubenernte. In der Dreschsaison arbeitete ich mit einer Gruppe älterer Männer aus dem Ort, die sich als echte Kameraden erwiesen. Sie hatten keine Angst davor, ihre Ansichten über die Vorgänge in Deutschland kundzutun. Ich erinnere mich an Aussagen wie "Wir arbeiten lieber mit Paul als mit Hitlers Flegeln. Sag ihm, was er tun soll, und er wird es machen. Sag Einem von denen was und Du hast 'ne gute Chance, daß sie Dich denunzieren, und Du darfst Dich dann von irgendeinem kleinen Naziemporkömmling befragen lassen."

Eines Tages erwiesen sie sich als echte Kameraden. Wir hatten gerade das Dreschen für Herrn Müller beendet, den ortansässigen Bäcker, der nächste Kunde war Johannes Jotter, der Nazibürgermeister. Er übernahm alle außer mir. Zu meiner Verblüffung stellten sie ihm ein Ultimatum: "Entweder nehmen Sie uns alle, auch ihn, oder Sie müssen sich nach einem anderen Team fürs Dreschen umschaun." Er hatte keine Alternative und engagierte mich.

Einige der Ereignisse aus dieser Zeit sind mir noch erinnerlich, wie der Tod Hindenburgs, der Reichstagsbrand und die "Nacht der langen Messer".

Es war für uns alle ein Schock als wir hörten, daß der Reichstag brannte. Wer das Feuer legte, das konnte man nur vermuten. Ein geistig zurückgebliebener Holländer wurde für das Verbrechen hingerichtet, aber der Brand kam den Nazis sehr gelegen. Unser Parlament ging in Rauch auf, den Kommunisten wurde die Schuld zugesprochen und die Nazis nutzten es propagandistisch als Rechtfertigung, um auf die politischen Gegner loszugehen.

In der Nacht der langen Messer wurde die SA zurechtgestutzt. Sie hatte ihre Pflicht getan, indem sie Hitler zur Macht verholfen hatte. Danach verloren sie das Maß und sahen sich selbst als eine eigenständige Macht im Lande. Um eine Naziformulierung zu verwenden: das machte sie zu Kandidaten für eine Sonderbehandlung. Hitler benutzte seine schwarz uniformierte Schutzstaffel (SS) dafür, die ihren Eid nicht auf das Land, sondern auf Hitler persönlich geleistet hatte. Röhm, Schleicher und einige andere prominente Braunhemden wurden in jener Nacht getötet, viele andere wurden eingesperrt. Die SA bestand fort, während der Olympischen Spiele 1936 konnte man die Braunhemden überall Spalier stehen sehen, aber ihre Macht war gebrochen.

Meine Schwester Martha wurde 1933 eingeschult, gerade als Hitler an die Macht kam. Zunächst war Fräulein Lili Leser ihre Lehrerin, mit ihr war sie glücklich. Fräulein Leser heiratete den Altleiningen Pfarrer, Karl Imhoff, und folgte ihm nach Wattenheim, wohin er versetzt wurde. Von da an wurde Martha zunehmen von anderen Kindern geächtet oder zum Objekt ihrer Judenhetze. Die letztere Aktivität wurde unterstützt durch einen Lehrer, der sein braunes Hemd allen Ernstes in der Schule trug. Schließlich wurde ihr, wie allen jüdischen Kindern in Deutschland, im Herbst 1938 gesagt, sie solle nach Hause gehen und nicht zurückkommen. Dies war das Ende ihrer formalen Beschulung in Deutschland.

Im Jahre 1935 kam ich zu dem Schluß, daß ich in Deutschland keine Zukunft mehr hatte. Es war, als würde man gegen eine immer stärker werdende Strömung anschwimmen. Eines Abends sprach ich mit Großvater und sagte ihm, ich würde gerne in ein anderes Land emigrieren. Er sagte nur "In einer Zeit wie dieser kannst Du uns nicht im Stich lassen. Wir hängen alle von Dir ab." Ich erkannte, wo meine Verantwortung lag, und entschloß mich, sie zu erfüllen, egal was passieren würde.

Als Pastor Imhoff uns verließ, um nach Wattenheim zu gehen, traf als neuer Pfarrer in Altleiningen Pastor Kranzbühler zusammen mit seiner Frau und seinem Bruder ein, der Jungeselle war. Dieser Bruder stellte sich als fanatischer Nazi heraus. Er trug immer seine SS-Uniform und sorgte dafür, daß meine seine Anwesenheit fühlte. Er übernahm es

höchstpersönlich, jeden Ladenbesitzer in Altleiningen im Namen der NSDAP zu instruieren, den Juden Rosenzweig nicht zu bedienen. Als er bei dem Bäcker, Herrn Müller, vorsprach, forderte dieser ihn auf, das zu wiederholen. Er kam bis zu "...im Namen der NSDAP" als Herr Müller ihn unterbrach. "Herr Rozenzweig", sagte er ihm, "ist seit 50 Jahren Kunde dieser Bäckerei, und wenn er es wünscht, werde ich ihn weitere 50 Jahre bedienen. Wenn ihr Nazis nicht zu Stammkunden meiner Bäckerei werdet, werde ich das auch überleben. Und wenn Sie jetzt nicht schnell machen, daß Sie verschwinden, werde ich Sie mit einem Tritt in den Allerwertesten diese Treppe hinunterbefördern."

Eine Woche später verließ der Junggesellenbruder Altleiningen, ich sah ihn nie wieder. Im Gegensatz zu Herrn Müller hängten der Fleischer und ein Lebensmittelladen Tafeln an ihre Türen: "Juden sind hier nicht erwünscht". Alles ziemlich albern, war doch mein Großvater der einzige Jude im Ort. Wie auch immer, ich setzte nie wieder einen Fuß in diese Läden. Es wurde beschlossen, daß ich jeden Donnerstagmorgen nach Eisenberg gehen würde, um dort unseren Wochenbedarf an Fleisch zu besorgen.

Ich war vertraut mit dem etwa 8 Kilometer von Altleiningen entfernten Eisenberg. Die nächste Synagoge befand sich in Grünstadt, aber in Eisenberg befand sich ein kleiner Gebetsraum über einem Ladengeschäft. Der Besitzer des Ladens, ein Herr Samuel Kahn, agierte als Prediger und Kantor.

An den höchsten jüdischen Feiertagen ging Großvater gewöhnlich zu Fuß dorthin. Da es für einen Mann seines Alters ein langer Weg war, begleitet ich ihn seit meinem zehnten Lebensjahr gewöhnlich. Bei einer dieser Gelegenheiten traf ich die Fleischer, Herrn Julius Schwarzschild und seinen Schwiegervater, Herrn Heinrich Michel. Die Mitglieder dieser kleinen jüdischen Kongregation nahmen an, daß auch ich Jude sei. Die führte zu einem Moment der Verlegenheit, als ich nach meiner Bar Mitzvah gefragt wurde. Großvater erlöste mich schließlich indem er sagte, ich könne noch nicht genug hebräisch.

Wenn Großvater ein jüdisches Fest zu Hause feierte, nahm ich an den verschiedenen Riten und Gebräuchen teil, wie sie für einen jüdischen Haushalt normal waren.

Zur gleichen Zeit war ich ein aktives Mitglied der protestantischen Kirche Altleiningen, die ich regelmäßig besuchte, und wo ich am 9.4.1933 konfirmiert wurde. Ich half beim Glockenläuten und war der Kesselwärter. Ich führte ein religiöses Doppelleben: Mit einem Fuß fest in der evangelischen Gemeinde verankert und dem anderen Fuß, durch die Umstände erzwungen, in der jüdischen Gemeinde.

Auf meinen Einkaufstrips nach Eisenberg auf dem Weg zwischen Wattenheim und Hettenleidelheim passierte ich eine Anschlagtafel, auf der eine aktuelle Ausgabe von *Der Stürmer* hing. Diese empörende Publikation war das Werk von Julius Streicher, dem Gauleiter Frankens, einem Mann, dem es bestimmt war, 1936 mit anderen führenden Nazigrößen auf der Anklagebank zu sitzen und für seine Verbrechen gehängt zu werden.

Es hatte eine einfache Botschaft: haßt die Juden. Da waren hinreißende deutsche Frauen, die deutsches Blut schändeten. In Cartoons wurde die Juden als grotesk, teuflisch, hakennasig und mit Reißzähnen bewehrt dargestellt, die nach jungen, blonden, unschuldigen deutschen Mädchen langten. Der Gedanke, in diesem schmutzigen Blatt der Attacke auf ein arisches Mädchen beschuldigt zu werden, erfüllte mich mit Horror. Ich war ein normaler Teenager. Ich fand Mädchen attraktiv, ich hatte meine Phantasien und in der Tat auch Gelegenheiten. Wie auch immer, *Der Stürmer* ließ mich weibliche Gesellschaft völlig meiden.

An einem Donnerstag machte ich meinen üblichen Trip nach Eisenberg. Um Schwartzschilds Metzgerladen zu erreichen, mußte man ein halbes Dutzend Treppenstufen hochsteigen. Zwei SS-Männer standen in meinem Weg. "Weißt Du nicht, daß dies ein Judengeschäft ist?" fragten sie.

"Ich bin selber Jude", antwortete ich. Überrascht gingen sie zur Seite und ließen mich durch. Ich fand es amüsant, daß die Beiden eher als Juden durchgegangen wären als ich.

Innen traf ich den alten Herrn Michel. Er war normalerweise ein jovialer Typ, aber jetzt stand er kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Tränen liefen über sein Gesicht. Obwohl er alt genug war, um mein Großvater zu sein, duzten wir uns. "Oh Paul", sagte er, "wir sind alle verloren. Der Gauner Hitler verfügt über uneingeschränkte Macht und unser aller Leben ist in seiner Hand." Innerlich war ich geneigt, ihm Recht zu geben, aber ich versuchte, Worte des Trostes zu finden.

"Heinrich, schau mal!" sagte ich, "hast Du je einen Baum in den Himmel wachsen sehen? Entweder brechen sie unter ihrem Eigengewicht zusammen oder irgend jemand kommt daher und stützt sie zurecht. Ich bin sicher, ich werde ihr Ende erleben". Er antwortete: "Ich wünschte, ich hätte Deine Zuversicht"

Auf dem Kamm des Hügel hoch über unserem Haus und Altleiningen überschauend stand eine alte Schloßruine. Hier wurden ab 1935 die Sommerlager der Hitlerjugend organisiert. Sie kamen aus ganz Deutschland, in Gruppen von rund 100. Sie blieben für einen Monat, dann wurden sie durch eine neue Gruppe abgelöst. Die Straße zu dem Schloß führte den Berghang hoch, hinter und über dem Dach unseres Hauses. Auch ein Fußweg führte zu dem Schloß, der direkt an unserer Haustür vorbeiführte.

Die Hitlerjugend mußte ihr Wasser in Eimern aus dem Dorf holen. Sie benutzten den Fußweg, was bedeutete, daß ein ständiger Strom dieser Rüpel an unserer Haustür vorbeikam. Es dauerte nicht lange bis sie wußten, daß dies das Haus eines alten Juden war. Es begann mit sporadischen Rufen der Gattung "Juden raus". Später kamen die Judenhatzlieder, die ständig gemeiner und zotiger wurden.

1936/1937 begann das Werfen von Steinen und Einschlagen von Fensterscheiben. Dann begannen sie, größere Steine von der Straße oberhalb unseres Hauses zu schmeißen sodaß es herein regnete. Dies hatte so starke Beschädigungen zur Folge, daß die Schlafzimmerdecke mit Holz abgestützt werden mußte, um einen Zusammenbruch zu verhindern. Mein Cousin Willi, ein Zimmermann, machte das für uns mit Holz, das er aus dem Wald holte. Anfangs war ich naiv genug die Polizei zu holen, aber das war Zeitverschwendung. Sie wollten oder konnten nichts dagegen unternehmen. Über den ganzen Sommer machte die Hitlerjugend uns das Leben zur Hölle, sodaß wir uns daran gewöhnten, den vergleichsweise friedlichen Winter herbeizusehnen.

Gemäß den Bedingungen des Versailler Vertrag wurde das Rheinland entmilitarisiert. Deutschland war es nicht erlaubt, dort Soldaten zu stationieren. Hitler sandte seine Soldaten über den Rhein. Die Franzosen, von denen man eine energische Reaktion erwartet hätte, unternahmen letztlich nichts. Vieles hätte anders verlaufen können, hätten sie damals Hitlers Bluff als solchen enttarnt.

Die Nürnberger Gesetze nahmen den Juden alle Bürgerrechte. Plätze wie Parks und solche die der Unterhaltung dienten, blieben mir verschlossen. Ich wurde als "Feind des Staates" deklariert. Wie alle jüdischen Männer war ich verpflichtet, den Namen "Israel" als meinen zweiten Vornamen anzunehmen. Mutter und Martha mußten entsprechend "Sarah" als zweiten Namen annehmen. Für den Fall, daß selbst dies noch nicht ausreichte, um uns sofort identifizieren zu können, mußten unsere Personalausweise ein großes rotes "J" tragen.

Mina, die älteste Tochter meines Großvaters, war mit einem Katholiken verheiratet, Jakob Ernst. Sie lebten wenige Kilometer entfernt in Freinsheim, in einer kleinen Zweizimmerwohnung. Eines Tages wurde Jakob aufgefordert, vor dem *Local Council Offices* zu erscheinen. Sie fragten ihn, wie er mit seiner Frau klarkomme, und er antwortete ihnen, daß er sich nicht beklagen könne. Nun sagten sie ihm, daß es ihnen zur Kenntnis gebracht worden sei, daß sie ihr Haus und ihren Ehemann vernachlässige. "Sie scheinen mehr über meine häuslichen Angelegenheiten zu wissen als ich" sagte Onkel Jakob.

"Sie wollen sie also nicht verlassen" fragten sie. Das bestätigte er. "In diesem Fall habe wir keine andere Möglichkeit als euch beide in Haft zu nehmen". Meines Onkel Antwort war kurz und bündig. Er versprach jedem, der es versuchen würde, den Zugang zu seinem Haus zu erzwingen, eine Kugel in die Brust. Er hatte einen Revolver, ein Souvenir aus dem Krieg. Sie versuchten es nie. Er hatte ihren Bluff enttarnt.

1937 bekam ich einen Job bei der Autobahnmeisterei für Ausbesserungsarbeiten auf einem Teilstück Richtung Bad Dürkheim. Mit einem Mann mittleren Alters aus Tiefenthal teerte ich die Straße und besserte Schlaglöcher aus. Wie Arbeitskollegen in aller Welt saßen wir zusammen und schwatzten während unserer Pausen, daher kannte er meinen Background. Eines Tages fragte er mich, ob es meiner Meinung nach wohl mehr gute als schlechte Menschen auf der Welt gäbe. Als ich ihm mit "Ja" antwortete sagte er mir "Ich verstehe Dich nicht. Trotz dem, was man Deiner Familie und Dir angetan hat, hast Du immer noch Vertrauen in die Menschheit." Ich sagte ihm, daß sein eigenes Urteil auf der Beobachtung der Leute in seiner Umgebung beruhte, während meines auf der gesamten Menschheit beruhte.

Durch einen unglaublichen Zufall traf ich diesen Mann 1946 wieder, er machte immer noch genau den gleichen Job auf genau der gleichen Autobahn. Ich trug die Uniform eines britischen Soldaten. Er war hocherfreut mich zu sehen und erinnerte mich an die Unterhaltung 9 Jahre und einen Weltkrieg früher. Nun stimmte er mir zu.

Da die Nürnberger Rassegesetze mich als Staatsfeind brandmarkten, wurde mein Arbeitsverhältnis für die Straßenausbesserungsarbeiten beendet. Vielleicht dachten sie, ich würde die Straße sabotieren oder eine Brücke in die Luft sprengen. Wieder einmal war ich ohne Arbeit.

Ich erzählte bereits, daß wir ein wenig Frieden hatten, wenn das Hitlerjugendcamp für den Winter geschlossen wurde. Bei einer Gelegenheit im Winter 1937/38 entschloß sich der ortansässige Mob allerdings zu einer Aktion. Nachts wurden das Glas eines unserer Fenster eingeschlagen. Wir betrachteten dies als einen Einzelfall von Bössartigkeit und deckten das Loch mit Pappe ab. In der nächsten Nacht geschah das Gleiche, und in der folgenden Nacht wieder. Da die Polizei nichts zu unserem Schutz unternehmen würde, mußten wir uns entweder selbst verteidigen oder aufgeben.

In der nächsten Nacht nahm ich Großvaters Spazierstock, zog einen Mantel an und setzte einen Hut auf. Ich stellte sicher, daß eine der beiden Vordertüren fest verschlossen, die andere Tür aber nur angelehnt war. Hinter dieser ging ich auf Wache. Ich mußte nicht lange warten und ich sah, wie sich zwei Figuren näherten. Das waren die Täter, zwei Jungs, die sich großartig vorkamen, indem sie dem alten Juden seine Fenster einschmissen. Bevor sie es erneut tun konnten, forderte ich sie stockschwingend heraus, aber sie drehten um und rannten weg. Ich ging zurück hinter die Tür und wartete. Natürlich kamen sie zurück und das ganze wiederholte sich.

Mir wurde klar, daß sich dieses Spiel die ganze Nacht wiederholen konnte, zu meinen Lasten. Unser Haus stand etwa 7 Meter von der Straße entfernt. Ich dachte, wenn ich über die Straße ginge und mich auf der anderen Seite versteckte, würde ich ihnen den Fluchtweg abschneiden. Auf der anderen Straßenseite lebte Herr Wink. Am Rand seines Hauses war Feuerholz aufgeschichtet, hinter diesem versteckte ich mich.

Nach eine Weile hörte ich sie wieder kommen, aber zu meinem Erstaunen waren sie nicht zu Zweit, es war eine große Gruppe von Raudies, mindestens Dreißig, sie wurden angeführt von dem örtlichen Hitlerjungendleiter. Nun befand ich mich in einem schrecklichen Dilemma. Mir war klar, wenn die mich sahen, wurde ich zumindest verprügelt. Gleichzeitig wußte ich aber auch, daß ich die Tür unverschlossen gelassen hatte, und es würde nicht lange dauern, bis sie dies bemerkten. Im Haus lag Großvater krank im Bett, Mutter und Marta waren unfähig, sich zu verteidigen.



Ich kam zu dem Schluß, daß ein Bluff meine beste Chance war. Ich kam heraus, ging direkt auf den Anführer zu und fragte ihn, was sie vorhatten. Es war stockdunkel, und ich war aus einem anderen Garten gekommen. Er erkannte mich nicht und antwortete: "Heute Nacht zeigen wir dem alten Juden, wer hier das Sagen hat".

Ich sagte "Nun bin ich zufällig der Enkel des alten Juden" und schlüpfte gleichzeitig so schnell wie möglich durch die Meute zur Tür wo ich anhielt und rief: "Wenn Euer Führer glaubt, er kann mit Euch den Krieg gewinnen, dann sehe ich Schwarz für ihn". Sie begannen zu lärmern und drängten vorwärts, aber ich war bereits durch die Tür und hatte die Riegel geschlossen. Eine Zeitlang standen sie herum, schlugen vor die Tür und brüllten Obszönitäten. Vielleicht kamen sie sich irgend wann albern vor, denn sie verschwanden, und für eine gute Zeit hatten wir Ruhe vor ihnen.

Ich fand einen befristeten Job in einem nahegelegenen Wald. Ich pflanzte Bäume, ein Job, den normalerweise Frauen ausführten. Da war ich nun, eine siebzehnjährige Jungfrau mitten in einer Gruppe von "zweideutigen" Frauen. Mein Gesicht war regelmäßig rot. Eines Tages kam Frau Wick, eine große Frau, mit einem Loch auf der Vorderseite ihrer Schürze zur Arbeit, zudem an einer passenden Position. Eine andere Frau, Fräulein Müller, fragte sie, was das Loch verursacht habe. "Du wirst mir das nicht glauben", sagte Frau Wick, "aber mein Alter kann sehr stürmisch werden, wenn er seiner bevorzugten Freizeitbeschäftigung nachgeht. Ich hatte keine Zeit, die Schürze abzulegen, daher das Loch." Alle Frauen brüllten vor Lachen, während ich errötete.

Im frühen Frühling des Jahres 1938 war ich wieder auf Jobsuche. Schließlich nutzte Herr Eckhaus, ein jüdischer Freund, seine guten Beziehungen, um mich in einer Möbelfabrik unterzubringen, die einem Juden gehörte, Herrn Seelenberger. Er wollte mich nicht einstellen, aber ich nehme an, daß Herr Eckhaus eine besondere Art jüdischer Überzeugungskunst anwandte. Er gab mir einen Job als erster Färber und Polier. Er konnte nicht wissen, daß der junge Mann, den er so unwillig anstellte, ihm später eine große Hilfe sein würde, vielleicht sein Leben rettete. In manchen Zeiten muß man säen, in anderen ernten, und was ein Mann sät, das wird er ernten.

Grünstadt lag 13 Kilometer von Altleiningen entfernt. Dorthin zu kommen war kein Problem, da ich in der Lage war, mir von meinem Verdienst bei den Straßenarbeiten ein Fahrrad zu kaufen. Ich hatte einige Probleme, mich einzuarbeiten, wie man mit dem Pinsel umgeht und wie man die verschiedenen Polituren mischt. Für Herrn Seelenbergers arroganten Sohn Gustav war es nicht ungewöhnlich, mich schon für kleine Mängel in meiner Arbeit abzustrafen, aber ich knirschte nur mit den Zähnen und stand es durch.

Ich erfreute mich eines guten Verhältnisses zu meinen Arbeitskollegen, ob Jude oder nicht. Grünstadt war eine geschäftige Stadt, dominiert von einem Werk, das Töpferware und lasierte Ziegel herstellte, sowie der Möbelfabrik, für die ich arbeitete. Außen an der Haltestelle befand sich ein Anschlagbrett, auf dem die tägliche Nazizeitung ihre Neuigkeiten darbot. Ich las dort die Neuigkeiten, um dann nach Hause zu fahren und Großvater, der mittlerweile ans Bett gefesselt war, diese zu überbringen. Die jüdische Gemeinde der Stadt war ausreichend groß, um sich eine Synagoge leisten zu können. Sogar eine jüdische Schule gab es, an der ein Herr Lion Lehrer war. Ich begann, wöchentliche Lektionen bei ihm zu nehmen mit dem Ziel, den jüdischen Glauben anzunehmen. Mein Grund war: wenn ich schon wie ein Jude behandelt werde, dann kann ich auch tatsächlich einer werden.

Ungefähr zu jener Zeit stürzte die Mauer in unserem Garten um, an einer Stelle, an der ich nur wenige Minuten zuvor noch gestanden hatte. Ein kleines bißchen früher und ich wäre unweigerlich lebendig begraben worden. Ich hatte weder zum ersten noch zum letzten Mal einen Schutzengel.

Ich träumte sehr viel. Meistens waren es schreckliche Albträume in denen ich versuchte, mich gegen Nazis zu verteidigen. Mutter erzählte mir dann morgens, daß ich nachts umhergewandert sei auf der Suche nach einem Stock. Ein Traum ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Ich schaute aus unserem Fenster und sah den Himmel voller Flugzeuge. Ich war beeindruckt von den weichen, eleganten Linien dieser Flugzeuge, ohne jede scharfe Ecke. Als ich später in England das erste Mal eine Spitfire sah, erkannte ich in ihr das Flugzeug aus meinem Traum. Am nächsten Morgen erzählte ich Großvater und Mutter von meinem Traum. Sie sagten beide, es sei ein klares Zeichen, daß der nächste Krieg nicht mehr weit sei.

Der Sommer wurde zum Herbst, und Großvaters Verfassung verschlechterte sich zusehends. Der arme Mann hatte große Schmerzen, und man konnte wenig tun, um ihm zu helfen. Eines Tages erkundigte sich Herr Seelenberger nach seiner Verfassung. Ich erzählte ihm, daß es ihm sehr schlecht ging, und das eine Flasche Wein ihm wohl guttun würde. Herr Seelenberger ging davon, als habe er mich nicht gehört. Es war ihm nicht vergönnt, sich noch groß an seinem eigenen Weinkeller zu erfreuen.

## **REICHSKRISTALLNACHT**

Im Herbst 1938 verursachte die Ermordung von Raths, eines deutschen Diplomaten, durch den jungen Juden Herschel Grünspan eine Orgie der Gewalt und Zerstörung gegen Juden und deren Eigentum. Am 9. November gab der Teppich von zerbrochenem Glas vor jüdischen Häusern und Geschäften in ganz Deutschland dem Datum jenen Namen, unter dem es bis heute bekannt ist, die Reichskristallnacht. Goebbels Propagandemaschine ermunterte offen zur Gewalt. Das Motto war: " Vom Deutschen Volk kann nicht erwartet werden, diesen feigen internationalen Terrorismus durch eine Bande jüdischer Verbrecher zu tolerieren. Niemand sollte über ein paar Ausschreitungen überrascht sein, wenn das Deutsche Volk seinem verständlichen Ärger Ausdruck verleiht." Es war eine unverblümete Aufforderung zur Gewaltanwendung an jeden Rowdy. Darüber hinaus diente es der Verbreitung der Idee, Juden müßten zu ihrem eigenen Schutz weggesperrt werden. Der "Schuffhaftjude" war erfunden.

Ich ging an jenem Morgen wie üblich zur Arbeit. Von meinem Arbeitsplatz in der Fabrik konnte ich die Hauptstraße ebenso sehen wie das luxuriöse Haus des Bosses nebenan. Irgendwann während des Vormittags machte mich einer meiner Arbeitskollegen auf einen Tumult aufmerksam. Es war ein zusammengewürfelter Haufen von 20-30 Zivilisten und einem halben Dutzend Uniformierter. Sie gingen an der Fabrik vorbei zu Seelenbergers Haus. Eine halbe Stunde später kamen sie mit Herrn Seelenberger, seiner Frau und seinem Sohn Gustav zurück.

Später an diesem Tag erfuhren wir, daß der Mob durch das Haus randalierte und alles kurz und klein schlug. Alle Weinflaschen waren an den Wänden des Weinkellers zerschlagen worden.

Die gesamte Belegschaft wurde zu einem Treffen im Erdgeschoß in der Montagehalle gerufen. Herr Weil, der Chefpolier, blieb wo er war und signalisierte mir, ich solle das Gleiche tun. Er war Jude und stark gehandikapt, ein Krüppel, der nahezu taub und stumm war. Er machte mir durch Zeichen klar, wenn wir ins Erdgeschoß gingen, würden wir ziemlich sicher verprügelt werden.

Nach etwa einer halben Stunde kamen meine Kollegen zurück. Das Treffen diente dem Zweck, die Belegschaft darüber zu informieren, daß die Fabrik sich nun in neuen Händen befand, und daß sie mit der Arbeit wie gewohnt fortfahren sollten.

Zur Mittagszeit nahm ich kurz einen Imbiss zu mir, dann stieg ich auf mein Fahrrad, um zu sehen, was in der Stadt passierte. Ich fuhr in Richtung der Synagoge; Ich war erschrocken und erschüttert über das, was ich sah. Der Mob war damit beschäftigt, Gebäude und deren Inhalt zu zertrümmern. Ich sah sie die heilige Torah aus dem Fenster werfen.

Ich kehrte zu der Fabrik zurück. Um fünf Uhr verteilte ich mein Werkzeug unter meinen Arbeitskollegen und verabschiedete mich von ihnen. Sie weigerten sich, mich ernst zu nehmen

und sagten, mir würde nichts geschehen da ich ja kein Jude sei. "Darauf würde ich nicht setzen" sagte ich Ihnen.

Auf dem Weg nach Hause hatte ich Tagträume, ich würde in dem engen Leininger Tal überfallen werden. Ich steckte meine Fahrradpumpe in meine Jacke, um sie zur Selbstverteidigung verwenden zu können. Überraschenderweise waren die Straße und der Ort verlassen. Es war, als glaubte die Bevölkerung sich verschließen zu können vor dem, was da vorging, indem sie sich hinter verschlossene Türen und Fensterläden zurückzog.

Ich fand Mutter und Martha in einem sehr nervösen Zustand vor, während Großvater sehr krank im Bett lag. Ich entschied mich, sie auf das Schlimmste vorzubereiten und erzählte ihnen, daß sie mich an jenem Abend möglicherweise abholen kommen würden. Nachdem ich gegessen hatte, begann ich einen Brief an meinen Vetter Willi Thron zu schreiben, der sich zu jener Zeit im Krankenhaus befand, nachdem er sich bei einem Sturz auf einer Baustelle schwer verletzt hatte, aber der Brief wurde nie fertig geschrieben.

Jemand klopfte an der Tür, worauf ich aus dem Wohnzimmerfenster herunterschaute; ich konnte zwei uniformierte Polizeibeamte sehen. Sie fragten sehr höflich, ob ich sie hereinlassen würde. Was sollte ich sonst tun? Ich ging hinunter und öffnete ihnen die Tür. Sie stiegen hinauf in das Schlafzimmer in dem Großvater im Bett lag. Sie setzten sich neben das Bett und fragten ihn, wie er sich fühle, sie machten richtig Smalltalk mit ihm. Das ging so über eine halbe Stunde, bis ich die Geduld verlor und sie fragte, was sie wollten, da sie sicherlich nicht den ganzen Weg von der Wattenheimer Polizeistation hierher gekommen waren, um über das Wetter zu plaudern.

Erst dann kamen sie geradezu zögerlich zur Sache. Einer von ihnen murmelte eine Entschuldigung zu Großvater und sagte dann "Es tut uns leid um Ihren Enkel. Paul muß mit uns kommen". Ich schlug vor, meine besten Sachen anzuziehen, aber sie sagten mir: "Das wird nicht notwendig sein. In ein oder zwei Tagen bist Du zurück. Es ist nur eine Befragung."

Ich sagte auf Wiedersehen zu Großvater. Er weinte wie ein Kind. Auch Mutter und Martha weinten, als ich von Ihnen Abschied nahm. Dann verließ ich das Haus in Begleitung der beiden Polizeibeamten.

Wir schritten die Straße entlang in Richtung der Schloßruine, als ich ein wenig sarkastisch wurde. Ich sagte "Die müssen mich ernsthaft für einen gefährlichen Kriminellen halten, wenn sie zwei kräftige Polizeibeamten wie Sie schicken um mich hops zu nehmen. Ich hoffe, Sie haben die Handschellen bereit." Sie sagten, sie glaubten nicht, daß dies notwendig sei. "Man weiß nie" sagte ich zu ihnen.

Wir durchquerten das Tal und stiegen die Anhöhe Richtung Wattenheim hinauf. Dort sperrten sie mich für die Nacht in die dortige Arrestzelle. Dies war ein kleines Gebäude auf dem Schulhof, die Sorte wo man die ortsbekanntesten Trunkenbolde für die Nacht von Samstag auf Sonntag wegschloss. Es mag üblich gewesen sein, solche Arrestzellen auf Schulhöfen zu errichten, denn wir hatten etwas ähnliches an unserer Schule in Altleiningen.

Es war ein etwa zwei Quadratmeter großer Raum mit einem einzelnen vergitterten Fenster. Es gab nichts als ein hartes Bett mit einer Strohmattze. Am nächsten Morgen weckten mich Kinderstimmen. Sie pressten ihre Gesichter an das Fenster, und ihre Stimmen riefen andere Kinder herbei, damit auch diese einen Blick auf den Juden werfen konnten.

Gegen Mittag kamen die beiden Polizeibeamten wieder und brachten mich auf die Polizeistation. Ich wurde in einen Raum mit einem Eßtisch gebracht und aufgefordert mich zu setzen. Die Dame des Hauses brachte mir ein köstliches Mal. Ein entsetzlicher Gedanke schoß mir durch den Kopf: "Henkersmahlzeit", aber das hinderte mich nicht daran, weiter reinzuhauen und es zu genießen. Dann brachten mich die Polizisten in einer grünen Minna zum Bezirksgefängnis in Grünstadt.

Das war ein ansehnliches Gebäude. Ich wurde durch einen Korridor geführt, auf dem ich beinahe in meinen jüdischen Lehrer, Herrn Lion, hineinrannte. Im Vorübergehen flüsterte er "Heute nacht treffen wir uns hier", mich zart daran erinnernd, daß er mir heute abend normalerweise meine religiösen Unterweisungen geben würde. Weiter unter auf dem Korridor erblickte ich meinen Boss, Herrn Seelenberger, der sehr aufgeregt auf einen der Wärter einredete. Es muß um seine Fabrik gegangen sein, denn ich hörte den Wärter in grobem Ton sagen, daß er sich um die Fabrik keine Sorgen mehr machen brauche, da diese bereits in neuen Händen sei. Arisierung war der Ausdruck der Nazis dafür. Man hätte es auch Raub nennen können.

Ich kann mich nicht erinnern, auf welche Weise wir von Grünstadt nach Ludwigshafen gebracht wurden. Ganz sicher geschah es nicht in einer Weise, die irgend etwas mit Luxus zu tun hatte. Was ich lebhaft erinnere ist eine sehr große Halle, möglicherweise eine Tanzhalle, in die wir gebracht wurden. Sie war bis zum Platzen gefüllt mit einem Haufen ängstlicher, besorgter und verwirrter jüdischer Männer. In dieser überfüllten Halle nach jemand Bestimmten Ausschau zu halten, wäre wie die Suche nach der sprichwörtlichen Nadel im Heuhaufen gewesen.

Trotzdem erblickte ich Herrn Schwarzschild, den Metzger aus Eisenberg. Er war sehr aufgeregt und fragte mich, ob ich wisse wohin wir gingen. Als ich meinen Kopf schüttelte, füllten sich seine Augen mit Tränen, dann sagte er: "Sie bringen uns in das Konzentrationslager Dachau." Diesen großen und starken Mann in Tränen aufgelöst zu sehen, machte mich verlegen. Ich versuchte ihn mit den Worten "Nichts wird so heiß gegessen wie es gekocht wird" zu trösten.

Plötzlich wurden wir angewiesen, die Halle zu verlassen und uns in einer Reihe mitten auf der Straße aufzustellen. In dem Getümmel am Ausgang verlor ich Herrn Schwarzschild aus den Augen und fand mich inmitten von Fremden wieder. Ich erinnere mich daran "Dies ist mein Schicksal. Dieses Volk ist mein Volk, und mein Schicksal ist unauflöslich mit dem ihren verbunden." gedacht zu haben.

Sie brauchten eine Weile, bis sie uns alle aufgereiht hatten. Ich schaute die Straße hinunter und sah, daß unser Weg auf beiden Seiten alle zehn Meter von bewaffneten SS-Wächtern gesäumt wurde. Es war etwa Mitternacht. Es kam die Anweisung, loszumarschieren, und die traurige Truppe machte sich auf den Weg zum Bahnhof Ludwigshafen. Als wir uns dem Bahnhof näherten, sahen wir eine Plattform im Flutlicht, auf der eine Blechbläserkapelle stand. Es entsprach dem sadistischen Humor der Nazis, uns mit den aktuellen Judenhatzliedern zu verabschieden.

Wir wurden in Einzelwaggons mit engen Holzsitzen verladen. Der Zug fuhr los. Er machte nirgends Station. Solange wir passiv blieben, liessen uns die SS-Wächter in Ruhe. Wir fuhren die Nacht hindurch und hielten am nächsten Morgen auf einem Rangiergelände, das jemand, der mit den Örtlichkeiten vertraut war, als an der Ortsgrenze zu München liegend identifizierte. Dann kamen Rufe: "Raus, raus, schnell, schnell".

Hier bekamen wir einen ersten Eindruck davon, wozu sie in der Lage waren. Während wir ausstiegen, konnten wir die mit Gewehren bewaffneten SS-Wächter wie verrückt gewordene wilde Tiere agieren sehen. Jede arme Seele, die nicht schnell und beweglich genug war, seinen Weg durch den Irrgarten von Schienensträngen zu dem Zug von Viehwaggons auf dem Rangiergelände zu finden, hatte eine gute Chance, einen Gewehrkolben in den Rücken gerammt zu bekommen.

Meine Jugend und Agilität retteten mich, aber da waren Männer, die fünfzig oder auch sechzig Jahre alt waren, für die ich Mitleid empfand. Viele waren, wie Herr Seelenberger, an ein luxuriöses und komfortables Leben gewöhnt. Sobald wir in den Viehwaggons waren, wurden die Schiebetüren zugeknallt und von Außen verschlossen. Dann war die erbarmungswürdige menschliche Fracht wieder auf Achse, aber nur für etwa eine halbe Stunde. Der Zug stoppte und

die Tür öffnete sich. Wieder das schreckliche "Raus, raus, schnell, schnell". Wir waren in Dachau angekommen. Ich war nun ein Schutzhaftjude.

## **DER SCHUTZHAFTJUDE**

Ich wurde kürzlich gefragt, was mein erster Eindruck von Dachau war. Ehrlich gesagt, ich war von den ersten 8 Stunden dort so traumatisiert, daß ich überhaupt keinen Eindruck hatte. Heute erinnere ich es als sehr beängstigend und sehr deprimierend. Die Gebäude waren in düsterem Grau gestrichen. Um das Lager zog sich ein zweieinhalb Meter hoher elektrisch geladener doppelter Stacheldrahtzaun, der wiederum von einem wassergefülltem Graben umgeben war. In gleichmäßigen Abständen standen dort Wachtürme, jeder mit 4 SS-Männern mit Maschinengewehren bemannt. Aus einem weitverzweigten Lautsprechersystem prasselten laute Stimmen mit harschen Befehlen. Vor uns befand sich das Eingangstor, gekrönt mit dem berühmten Spruch "Arbeit macht frei".

Wir wurden aufgefordert, durch das Tor und dann links einen betonierten Weg hoch zu gehen und dann anzuhalten. Ein SS-Offizier sprach uns an.

"Ihr seid nun im KZ Dachau angekommen. Disziplin ist hier strikt, wie ihr sehr bald herausfinden werdet. Euer Aufenthalt hier ist unbefristet, also macht das Beste draus. In Kürze werdet ihr Gelegenheit haben, euren Familien mit einer Postkarte mitzuteilen, daß es euch gut geht. Ihr braucht sie nur zu unterschreiben. Ihr werdet mit einer Uniform ausgerüstet. Auf der linken Brustseite eurer Jacke befindet sich eine Nummer, auf der rechten Brustseite ein rotes und ein gelbes Dreieck, die zusammen den Stern David ergeben. Ihr mögt bemerkt haben, daß der Stacheldrahtzaun um dieses Lager unter einer tödlichen Stromspannung steht. Solltet ihr ihn anfassen, um euer elendes Leben an diesem Draht zu beenden, seid versichert, daß ihr schon sehr geschickt und schnell sein müßt. Ich möchte eure Aufmerksamkeit auf die Wachtürme lenken sowie die mit Maschinengewehren bewaffneten Mannschaften, die ihr in ihnen sehen könnt. Nichts würde ihnen mehr Vergnügen bereiten, als einem von euch einen über zu brennen wenn er auch nur das Gras betritt auf dem ich jetzt stehe.

Ihr habt Euch ausschließlich auf den Wegen und Straßen aufzuhalten. Ihr werdet mit einem Hut ausgestattet. Wann immer ihr mit mir oder einem meiner Kollegen spricht, werdet ihr diesen Hut höflich ziehen."

Er drehte sich um und schritt davon, während wir weiter strammstehen mußten; das blieb so für den Rest des Tages. Später konnten wir einen Haufen neuer Ankömmlinge in der Nähe des Eingangstores Schlange stehen sehen, wo der Lagerkommandant sein Büro hatte. Dies waren österreichische Juden, die sich schon bei ihrer Ankunft in einem erbärmlichen Zustand befanden. Einige waren so verstört, daß sie bereits allen Lebenswillen verloren hatten. Kurz nach der Ankunft entschlossen sie sich, in den Stacheldrahtzaun zu laufen. Wir hörten eine Maschinengewehrgeräusche und wußten, daß jemand seinen eigenen Fluchtweg gewählt hatte. Im Nazijargon war er an einer Herzattacke gestorben.

Am abend wurden wir zu unserem sogenannten Schlafquartier geführt. Dies war ein knapp 10 mal 10 Meter großer Raum. Die Anzahl der Bewohner betrug, und das ist die reine Wahrheit, 200 Männer. Das bedeutete 2 Männer pro Quadratmeter. Das war gerade genug Platz für einen Mann, um sich zwischen die Beine des Mannes unmittelbar hinter ihm zu hocken. Obwohl alle Fenster weit offen standen, hatten die Unglücklichen in der Mitte des Raums Schwierigkeiten zu atmen. Jeder der stöhnte oder auf irgendeine andere Weise die Aufmerksamkeit auf sich zog, wurde in den Vorraum gezerrt und geschlagen. Sie schreien zu hören brach einem das Herz. Ich begann mir selbst zu erzählen, ich würde ein härterer und stärkerer Mann werden, wenn es mir nur gelänge, die nächsten drei Wochen zu überleben.

Diese obszöne Routine dauerte drei Tage. Während dieser drei Tage waren wir Unpersonen, nicht einmal offiziell als Gefangene anerkannt. Am zweiten Abend war es für November überraschen warm und sonnig. Wir mussten wieder draussen stramm stehen, und da wir seit zwei Tagen nichts zu essen und nichts zu trinken bekommen hatten, trockneten wir aus. Ein SS-Mann brachte einen Eimer kalten Wassers herbei. Nie schmeckte Wasser so gut. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ich innerlich einen Mann in SS-Uniform segnen würde.

Eine kurze Weile später kam ein anderer SS-Mann herbei, der sich so verhielt, wie man es erwarten durfte. Er steigerte sich in einen Wutanfall hinein, indem er uns anschrie und verfluchte. Schließlich brüllte er mit sich überschlagender Stimme: "Nun, ihr elender Haufen, wo ist euer Gott jetzt? Warum hilft er nicht raus aus dieser Hölle?" Einige der frommeren unter uns begannen zu singen "Höre oh Isreal. Herr der Gott ist der Einzige. Du sollst Ihn lieben mit deiner ganzen Seele und deinem ganzen Sein." Es war ein sehr bewegender Moment, in dem ich die Anwesenheit Gottes spürte

Ich war nun ungeheuer hungrig, aber ich hatte Glück. Neben mir war ein Bursche mittleren Alters, der zwecks Vorsorge seine Taschen mit Butterbrotten vollgestopft hatte, bevor er inhaftiert wurde. Er hatte immer noch einige übrig und teilte sie mit mir.

Irgendwann am dritten Tag wurden wir zum Duschraum gebracht, wo wir angewiesen wurden, uns auszuziehen und unsere Zivilkleidung abzugeben. Wir nahmen eine heiße Dusche, dann wurden wir mit eiskaltem Wasser aus einem Feuerwehrschauch abgespritzt.

Dann bekamen wir unsere Uniformen. Die Uniformen der Juden unterschieden sich von denen der anderen Mitgefangenen, die ein wollenes Gewebe mit schwarzen und dunkelgrünen Streifen trugen. Unsere waren aus einem sehr viel dünneren Material, mehr wie Schlafanzüge mit blauen und weißen Streifen. Alles was wir darunter tragen durften war ein sehr dünnes Unterhemd.

Dann kam der Haarschnitt. Der Lagerfriseur war eine sehr gesprächiger Kerl, ein politischer Häftling. Wir waren schockiert als er uns erzählte, daß er seit der Gründung des Lagers 1933 hier inhaftiert war. Erst wurden die ganzen Haare abgeschnitten, dann wurden die übriggebliebenen Stoppeln eingeseift und mit einer Rasierklinge entfernt.

Nun wurden uns unsere endgültigen Schlafquartiere zugewiesen, ein Raum von derselben Größe wie jener, in den wir während der ersten zwei Nächte hineingequetscht worden waren, in dem nun aber nur 50 statt 200 Männer untergebracht waren. Jeder Block bestand aus 4 solchen Räumen, zu denen noch Waschräume und öffentliche Toiletten gehörten. Ich befand mich in Raum U des achtzehnten Blocks, unmittelbar unter einem der Wachtürme. Es gab einen gekachelten Bereich, mit dem der Raum beheizt wurde. Geschlafen wurde auf zwei Ebenen, auf dem Fußboden und einer Art Regal darüber. Es gab eine grobe Strohmattatze und eine Decke für je zwei Gefangene.

Schließlich bekamen wir unsere erste Mahlzeit. Alle 200 Insassen des Blocks 18 wurden draußen auf der Straße aufgereiht. Zwei SS-Männer erschienen. Einer trug einen Behälter, in dem sich undefinierbare, trockene schwarze Scheiben befanden, die Brot genannt wurden. Der zweite brachte einen Behälter mit einer schwarzen Flüssigkeit, die aus einer Art selbstgezoogenem Kaffeeersatz gebraut wurde. Wir bekamen jeder eine Scheibe "Brot" und eine Tasse "Kaffee".

Am Ende dieses Festes stellte einer der beiden Wächter die Fangfrage "Ist noch jemand hungrig?". Ein älterer Bursche am Ende der Schlange war dämlich genug, vorzutreten. Ich werde nie vergessen, wie sie ihn verprügelten. Einer der beiden sprach uns alle an. "Merkt euch das ein für alle mal. Ihr habt kein Recht, irgend etwas zu fordern, niemals keine Recht auf irgend etwas." So endete unser dritter Tag in Dachau.

Das Lager war bereits vor unserer Ankunft belegt. Im Wesentlichen gab es drei Kategorien, die Politischen, die Homosexuellen und die "Arbeitsscheuen". Die größte Gruppe bildeten die Politischen, was meist für Kommunisten stand.

Die Nazis übertrugen einige Aufgaben auf einige der Politischen, so daß sie Bestandteil der Lagerverwaltung wurden. Sie hatten das Recht, ihre Mitgefangenen für Regelverletzungen zu bestrafen, eine Macht, von der sie reichlich Gebrauch machten. Jeder Block hatte einen Blockwart und einen Blockhelfer, jeder Raum hatte einen Raumwart. Im Lager wurden diese "Verwalter" KAPOs genannt.

Unser Blockwart war ein Bayer mit Namen Himsl oder Himsel. Er hatte seinen eigenen Namen für uns Juden, "Goaskop", Ziegenkopf. Der Name des Blockgehilfen war Neugebauer, deutlich freundlicher als die Anderen, tatsächlich manchmal geradezu jovial. Unser Raumwart wurde bei seinem Vornamen genannt, Josef oder Sepp.

Als wir unseren Räumen zugeteilt wurden, wurden die verschiedenen Gruppen auseinandergerissen. Außer mir war nur ein weiterer Mann in dem Raum aus dem Rheinland. Die meisten von ihnen waren Österreicher, außerdem einige Tschechen. Ich erfuhr, warum die Österreicher in solch schlechtem Zustand angekommen waren. Zunächst wurden sie in den Straßen Wiens erniedrigt und beleidigt. Während der Reise waren sie dann Gegenstand individueller Misshandlungen. Zum Beispiel wurden zwei von ihnen gezwungen, sich gegenüberzusitzen und sich gegenseitig zu ohrfeigen. Ein anderer wurde gezwungen, stundenlang in eine Glühbirne zu starren. Ich freundete mich mit einem jungen Österreicher meines Alters an, Fritz Fränkel<sup>2</sup> aus Wien. Wir beide behielten einige der Älteren im Auge, die jede Selbstkontrolle und jede Selbstachtung verloren zu haben schienen.

Während unseres ersten Tages in den neuen Quartieren bekamen wir rohen gesalzenen Hering als Abendmahl. Ich erinnere mich, einen solchen Bärenhunger gehabt zu haben, daß ich sie wie ein Tier mit Gräten herunterschlang.

In jedem Raum befand sich eine Tafel mit den Symbolen auf den Uniformen der SS-Offiziere, welche die unterschiedlichen Ränge symbolisierten. Man verlangte von uns, diese auswendig zu lernen; der Himmel mußte jenen helfen, die einen Fehler begingen. Um einen Offizier anzusprechen mußte man stramm stehen, seinen Hut abnehmen und dann sagen: "Schutzhäftjude Nummer so-und-so wünscht Herrn Sturmbannführer (oder was auch immer sein Rang war) aus folgendem Grund zu sprechen."

Unsere tägliche Routine bestand darin, morgens und abends auf dem Versammlungsplatz aufzumarschieren, um von einem SS-Wächter durchgezählt zu werden. Zusätzlich inspizierten ein oder zwei SS-Männer jeden Morgen unsere Quartiere, und jedem, dessen Bett oder Spint nicht so ordentlich war wie es zu sein hatte, stand Ärger ins Haus. Fritz und ich hatten unsere liebe Mühe, einige der älteren Männer bei diesen Inspektionen vor Ärger zu bewahren.

Abgesehen von diesen offiziellen Prozeduren unterstanden wir der Aufsicht von Sepp & Co. Es war uns erlaubt, den Block zu verlassen, aber nur innerhalb des Raums zwischen unserem und dem nächsten Block.

Die Ernährung verbesserte sich allmählich. Dreimal täglich wurden von jedem Block einige Männer abkommandiert, um das Essen in großen geschlossenen Behältern zu holen. In der Küche konnte man eine lange Reihe von großen Schnellkochtöpfen sehen. Ich entwickelte eine Vorliebe für ihre grüne Erbsensuppe.

---

<sup>2</sup> Siehe [http://internet2k.net/crossingover/com\\_views.html](http://internet2k.net/crossingover/com_views.html)

Wenn wir zum Exerzierplatz hinuntergingen, mussten wir den Bestrafungsblock passieren. Ich kann mir nichts deprimierenderes in der Welt vorstellen als diesen furchtbaren Platz. Er war umschlossen von Toren und Zäunen, die bedeckt waren von scheinbar endlosen Stacheldrahtspulen. Wir konnten die Gefangenen sehen, die bestraft wurden. Sie wurden gezwungen, zwischen zwei Punkten hin- und herzugehen, während sie einen Stein auf ihren Schultern tragen mußten. Sie sahen nicht mehr wie menschliche Wesen aus. Es war nicht ungewöhnlich für uns, auf dem frühmorgendlichen Weg zum Exerzierplatz den Körper eines der armen Teufel an der obersten Strobe des Eingangstores hängen zu sehen.

Manchmal führten unsere Peiniger Stichproben durch um festzustellen, ob irgend jemand etwas anderes als das erlaubte Unterhemd unter der Uniform trug, um die bittere Kälte fernzuhalten. Eines Tages standen wir auf dem Exerzierplatz und warteten auf die Ankunft eines SS-Wächters. Ein älterer Mann vor mir geriet in Panik. Er war irgendwie an einen Pullover gekommen, den er trug. Ich sagte ihm, er solle sich schnell ducken, ihn ausziehen und an mich weiterreichen. Ich steckte ihn unter meine Jacke und begann zurück zu Raum 4 zu gehen. Unglücklicherweise dachte eine anderer alter Kerl in der hinteren Reihe, ich würde auf Kosten Anderer abstauben, und begann einen Aufstand zu machen. Ich hatte keine Möglichkeit eine Diskussion zu beginnen oder mich sonstwie aufhalten zu lassen. Obwohl es mir gegen den Strich ging, schlug ich ihm hart ins Gesicht und ging weiter. Ich wurde den Pullover los und kam gerade rechtzeitig zurück zum Exerzierplatz, als der SS-Wächter erschien.

Später sprach mich der Mann an, den ich geschlagen hatte. Er war über den wirklichen Sachverhalt aufgeklärt worden. Er entschuldigte sich und sagte mir, ihn zu schlagen sei richtig gewesen.

Es ging eine Hauptverkehrsstrasse durch das Lager, die hochgestellte SS-Offiziere, sogar Himmler selbst, ebenso wie ausländische Besucher für eine Inspektion des Lagers benutzten. Um diesen ausländischen Besuchern den Eindruck zu vermitteln, daß Dachau ein glücklicher Ort sei, mußten wir fröhliche Marschlieder lernen. Während der Anwesenheit der Besucher marschierten wir entlang der Hauptverkehrsstrasse und sangen, um Schlimmeres zu verhindern.

Der letzte Vers eines der Lieder ging wie folgt:

*Doch auch für uns kommt mal die Zeit, hollaria, holdrio,  
wo aus der Schutzhaft wir befreit, hollaria, holdrio.  
Dann werden froh wir heimwärts zieh'n,  
ganz gleich, ob's schneit, ob Rosen blüh'n.*<sup>3</sup>

Es war erlaubt, Geld nach Dachau zu senden, allerdings bedeutete das nicht, daß der der Gefangene das Geld auch vollständig erhielt. Es gab eine Kantine, in der Süßigkeiten und Kuchen gekauft werden konnten, die Preise doppelt so hoch wie außerhalb des Lagers. Obwohl ich aus offensichtlichen Gründen nicht erwarten konnte, Geld von zu Hause geschickt zu bekommen, war ich nicht ohne Mittel, da ich Trinkgelder von den Vermögenderen erhielt, denen ich manchmal zu Diensten sein konnte.

Der einzige andere Rheinländer in meinem Raum war Herr Blum, ein Rechtsanwalt mittleren Alters aus Frankenthal. Er war ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes. Herr Seelenberger und sein Sohn Gustav waren in Raum 3. Herr Schwarzschild hatte ein anderes Quartier, ich sah ihn nur sehr selten.

In einem seiner seltenen geselligen Momente erzählte uns Sepp, unser Raumwart, wie er zum Langzeitgefangenen in Dachau wurde. Er war einer der frühestens Anhänger Hilters in München gewesen und erwartete einen hohen Posten in der Bewegung, aber ein eifersüchtiger Nachbar

---

<sup>3</sup> Esterwegen-Lied



denunzierte ihn als Feind der Partei, so daß er als Gefangener endete. Nun, das war seine Geschichte.

Eines Morgens geschah in Raum 4 etwas, das die rein sadistische und blutrünstige Gesinnung der SS illustrierte. Die Tür wurde aufgestoßen wie von einem Hurrikan. Ein SS-Mann, den wir nie zuvor gesehen hatten und auch danach nie wieder sehen sollten, stürmte herein. Keiner hatte Zeit zum salutieren. Er marschierte durch den Raum und schlug dabei mit beiden Fäusten in die Gesichter der Insassen. Dann verließ er den Raum, ohne irgend etwas zu sagen. Ich führte irgendeine Arbeit am Ende es Raumes aus, sodaß er mich verpasste. Ich hatte die zweifelhafte Auszeichnung, als einziger von ihm nicht ins Gesicht geschlagen worden zu sein.

Einer von uns war Blumenthal, ein Wiener Spaßmacher. Er war fast so breit wie er groß war, mit einem übergroßen Schädel und riesigen Entenfüßen. Er sah so aus wie er war, komisch. Eines Tages waren wir außerhalb unseres Blockes, als die Wächter auf dem Wachturm ihn aufforderten, hinüberzukommen. "Los, Jude, bring uns zum Lachen!" befahlen sie.

Blumenthal war eine Profi. Er machte sie auf die ganzen Dachauer Verteidigungsanlagen aufmerksam, den Wassergraben, die Stacheldrahtverhaue, der elektrische Strom sowie die Wächter selbst und ihre Maschinengewehre. "Und trotzdem" prahlte er dann, "habe ich es geschafft, hier rein zu kommen!"

Sie brüllten vor Lachen. "Gute, Jude!", sagten sie, "Nun zeig uns, wie Du hier wieder raus kommst."

Ich kam mit meinen Mitgefangenen gut klar. Eines Tages rief mich Herr Blum hinüber zu seinem Spint. Er öffnete ihn und zeigte mir seinen Inhalt: Brot, Kuchen und Schokolade. "Diese Dinge gehören mir" sagte er, "aber sie gehören auch Dir. Du kannst Dich selbst bedienen wann immer Du etwas brauchst." Bei anderen Gelegenheiten teilten unsere "Aufseher" Sepp, Himsel und Neugebauer ihre dürftigen Rationen mit Fritz und mir. Sie sagten uns, daß wir Dachau bald verlassen würden, und daß wir Deutschland dann schnell verlassen sollten um der Welt zu erzählen, was hier abging. Darin sahen sie ihre einzige Hoffnung, irgendwann selbst entlassen zu werden.

Ich bemerkte, daß Herr Seelenberger sehr verschlossen geworden war, auf seinem Gesicht und auf seinem Körper erschienen mehr und mehr Wunden. Ich dachte, daß das bitterkalte Wetter dafür verantwortlich sein könnte, da es eine ganze Reihe von Leuten gab, auf deren Körpern Erfrierungen verpflastert waren. Es kann für seinen Sohn Gustav nicht einfach gewesen sein, sich zu erniedrigen und mich um Hilfe zu fragen.

Ich habe bereits erwähnt, daß den "Politischen" nicht nur die Befugnis erteilt worden war, uns Anweisungen zu erteilen, sondern das sie auch Bestrafungen vornehmen konnten. In dieser Hinsicht konnten sie so blutrünstig wie irgendein Nazi sein. Die gleichen "Aufseher", die ihre Rationen mit Fritz und mir teilten, verprügelten Seelenberger systematisch, um ihrem aufgestauten Hass und ihrer Wut Ausdruck zu verleihen.

Der dumme Mann hatte geprahlt mit seinem Erfolg, seiner Fabrik, seinem Reichtum, seiner Wichtigkeit. Für diese Kommunisten war er ein aufgeblasener Kapitalist, der Repräsentant all dessen, was sie als teuflisch betrachteten, der Feind schlechthin, und er war ihnen ausgeliefert.

Gustav sagte, ich schiene auf gutem Fuße mit diesen Kerlen zu stehen und bat mich, Fürsprache einzulegen bevor sie seinen Vater umbrachten. Ich sagte ihm, daß ich auch nur ein Gefangener sei, genauso wie er, und das ich nicht glaubte, irgend einen Einfluß zu haben, aber das ich es versuchen würde. Ich erzählte Fritz davon, er hielt nicht viel von der Idee.

Trotzdem sprach ich mit ihnen. Ich sagte ihnen, daß ich für Herrn Seelenberger gearbeitet hatte, und das er ein mustergültiger Chef gewesen sei, der alle seine Arbeiter freundlich und generös

behandelte. Ich weiß nicht, welchen Einfluß dies auf sie hatte, aber die Verfolgung hörte tatsächlich auf.

Brutaler und abgestumfter als Sepp und Co. waren die KAPOs, die die öffentlichen Räume des Lagers überwachten. Sie trugen gewöhnliche Gefangenenkleidung, konnten aber an den weißen Armbändern mit dem Aufdruck "K.A.P.O." erkannt werden. Sie gaben uns einen Vorgeschmack in den ersten Januartagen des Jahres 1939, während eines heftigen Schneefalls. Die jüdischen Gefangenen wurden abkommandiert, unter Aufsicht der KAPOs den Schnee zu räumen.

Manche wurden mit großen Schaufeln ausgestattet, andere mit schweren, unhandlichen hölzernen Schubkarren. Der Schnee mußte in den Wassergraben verbracht werden. Die KAPOs schnauzten ihre Kommandos: "Macht schon, schneller". Das war wörtlich gemeint, alles mußte im Laufschrift erledigt werden. Von denjenigen mit den Schubkarren wurde erwartet, daß sie mit den Schubkarren zu dem Graben rannten und wieder zurück. Versuchen Sie sich die mißliche Lage eines älteren, untrainierten Mannes vorzustellen, der dies versucht.

Fritz und ich überredeten Sepp, uns im Quartier zu lassen, um es für eine Inspektion in Ordnung zu bringen. Statt dessen machten wir oberflächlich Ordnung, dann positionierten wir uns in der Nähe der Tür, wo wir in der Lage waren, einigen von denen zu helfen, die kurz vor dem Kollaps standen. Wenn einer dieser Unglücklichen vorüber schwankte, stieß ihn einer von uns zur Seite, langte nach der Schubkarre und nahm seinen Platz ein. Wir mußten einen oder vielleicht auch zwei Runden mit ihr machen bevor es uns gelang, einen Platz finden, den die KAPOs nicht einsehen konnten. An dieser Stelle entledigten wir uns der Karre und schlichen uns zurück zum Quartier für einen neuen Versuch.

In einer versteckten Ecke des Lagers gab eine Erste-Hilfe-Station. Die Gefangenen wußten, wer auf seinen eigenen zwei Füßen die Station betrat um vorzusprechen, würde die Station äußerst schnell wieder verlassen, aber in schlechterem Zustand als zuvor. Also blieb jeder, der konnte, der Station fern, selbst jene, die wirklich eine Behandlung benötigten, zogen es vor, gequält zu grinsen und alles zu ertragen.

Einer war Herr Sandeck, ein Mann aus Wien, der unter schweren Frostbeulen litt. Niemand von uns hätte einen Pfennig auf sein Überleben gesetzt. Viele Jahre später traf ich ihn zufällig in England. Er hieß dann Mr Saunders und war ein Staatsbeamter.

Meine lebhafteste Erinnerung an Dachau war die Flucht. An das Datum kann Ich mich nicht erinnern. An das Wetter kann ich erinnern - es war kalt und naß. Um etwa 11 Uhr morgens erschallte eine Sirene. Ich hatte nie zuvor eine Sirene gehört und fand den Ton sehr schaurig. Ein Gefangener war aus dem Lager entkommen, und jedermann würde dafür bestraft werden, ja, jedermann, einschließlich der SS-Wächter. Die einzigen, die nicht betroffen waren, waren die Wachhabenden.

Wir mußten uns auf dem Exerzierplatz versammeln, SS-Wächter, KAPOs, die Politischen, die Schutzhaftjuden, jeder. Wir mußten stramm stehen, und so ließ man uns für 24 Stunden stehen, bis 11 am nächsten Morgen. Es war eine bitterkalte und nasse Nacht, und ohne anderen Schutz als ihre dünnen Uniformen begannen Männer zu kollabieren. Einige starben in jener Nacht auf dem Exerzierplatz. Es war grausam, einen Mann neben Dir zusammenzubrechen zu sehen, ohne ein Finger rühren zu können, um ihm zu helfen oder ihm Mut zuzusprechen.

Nach Ablauf der vierundzwanzig Stunden erlaubte man uns, zu unseren Quartieren zurückzukehren und unsere normale Routine wieder aufzunehmen. Etwa eine Woche später wurden wir mitten am Tag wieder zusammengerufen auf dem Exerzierplatz. Dieses Mal ging es darum, der Rückkehr des glücklosen Flüchtlings beizuwohnen. Ich hoffe, nie mehr etwas Vergleichbares mit ansehen zu müssen.

Nach einer kurzen Weile hörten wir einen monotonen Trommelwirbel aus der Ferne. Es dauerte etwas eine halbe Stunde, bis die Prozession schließlich das Lager erreichte. Der arme Mann hatte eine große Trommel an seiner Schulter befestigt, er selbst war es, der die Trommel schlug. Auf jeder Seite gingen zwei Wächter neben ihm, zwei gingen ihm voraus und zwei folgten ihm. Sie waren alle bewaffnet und trugen Knüppel.

Die Trommel schlagend mußte er das ganze Lager abschreiten, aber das war erst der Anfang der Qualen des armen Teufels. Als er den Exerzierplatz wieder erreichte, wurde er im Angesicht seines erzwungenen Publikums auf einem lederverkleideten Block festgebunden. Zwei kräftige SS-Männer standen hinter ihm, Ochsenziemer schwingend, ja, Ochsenziemer! Abwechselnd schlug jeder von ihnen vierzehn Mal mit ganzer Kraft zu. Zuschauen war eine Qual, nur Gott weiß, was der arme Mann selbst dabei fühlte. Von dort wurde er zum "Knast" geschleppt, einem Betonverlies mit einer Grundfläche von etwa 1,2 mal 1,2 Meter. Wir sahen ihn nie wieder.

Später lernten wir von der Gerüchteküche, wie er es geschafft hatte zu entkommen. Dank guter Führung genoß er Vergünstigungen. Er war verantwortlich für die Reinigung und Instandhaltung des Wagenparks der SS-Männer. Zu diesem Zweck war es ihm erlaubt, das Lager zu verlassen, er durfte sogar eine Latzhose tragen. Die Versuchung war zu groß. Als er aufgegriffen wurde, war er in Sichtweite der Schweizer Grenze.

Ende Januar 1939 kamen unsere Gefängniswärter zu dem Schluß, daß wir nicht länger vor der Wut der deutschen Öffentlichkeit geschützt werden mußten. Langsam und stufenweise begann man Gefangene zu entlassen.

Unter den Ersten die gehen durften befanden sich die Seelenbergers. Bevor er ging, suchte Herr Seelenberger mich auf und sagte mir, daß ich sein Leben gerettet habe. Er benutzte den Ausdruck "tiefempfundene Dankbarkeit" und versprach, sobald er wieder in Grünstadt sei, mein monatliches Gehalt an meine Mutter zu zahlen, so als wenn ich immer noch sein Angestellter wäre. Das munterte mich sehr auf, wußte ich doch, wie sehr ihr dies helfen würde.

Kurz dannach war Herr Blum an der Reihe. Er fragte mich nach meiner Heimatadresse und sagte mir, er würde meiner Mutter schreiben und ihr mitteilen, wie es mir ginge. Ich bat ihn um einen weiteren Gefallen, was er bereitwillig zusagte. Von meinen Trinkgeldern hatte ich 15 Reichsmark angespart, ein hübsches Sümmchen in diesen Tagen. Ich händigte sie ihm aus mit der Bitte, das Geld an sie zu schicken. Ich war vollkommen sicher, daß dieser Mann sicherstellen würde, daß das Geld meine Mutter erreichte, selbst wenn es beim Verlassen des Lagers konfisziert werden sollte.

Mit der sinkenden Anzahl Gefangener verbesserten sich die Haftbedingungen. Wir hatten mehr Platz und bekamen tatsächlich drei-etagige Betten. Man konnte spüren, wie die Anspannung nachlies. Freiheit lag in der Luft, und unsere Stimmung stieg. Im Januar erhielt ich die traurige Nachricht, daß Großvater gestorben war. Meine Mutter erzählte mir später, daß er nach meiner Abholung jeden Morgen fragte: "Ist der Junge immer noch nicht wieder zu Hause?" und er dann zu weinen begann wenn ihm gesagt wurde, nein, ist er nicht. Sein Zustand verschlimmerte sich so sehr, daß unser Pfarrer, Herr Kranzbühler, für ihn die Übersiedlung in eine jüdische Intensivstation in Mannheim veranlaßte. Er starb zwei Tage später und ist begraben auf dem jüdischen Friedhof in Mannheim.

Ich freute mich darauf, an meinem neunzehnten Geburtstag am 18.2.1939 zu Hause zu sein, aber die Tage kamen und gingen und mein Name wurde nicht aufgerufen. Der 18. kam und ich war immer noch in Dachau. Am Nachmittag sagte mir einer meiner Kollegen, wir hätten später eine Versammlung im Quartier 3. Als es soweit war, marschierten wir zum Quartier 3, wo ich den Schock meines Lebens erlitt. Meine Mitgefangenen gaben mir eine Geburtstagsparty.

Ich denke, sie müssen jeden Pfennig, den sie besaßen, in der Kantine ausgegeben haben, es war alles aufgefahren. Sie hatten eine Art Bühne aufgebaut. Nicht nur Herr Blumental sondern auch andere Entertainer aus Wien, Berlin etc. traten auf. Ich war völlig sprachlos. Es war ohne Frage eines der denkwürdigsten Ereignisse in meinem Leben.

Es sagt etwas darüber aus, wie sich unsere Stimmung verbesserte, daß ich mich veranlasst sah, den anderen in meinem Quartier einen Streich zu spielen indem ich ihre Betten "neu" machte. Zur Bettgezeit herrschte Chaos, aber es wurde alles in guter Stimmung aufgenommen.

Am nächsten Morgen, dem 23. Februar, hatten wir unsere täglichen Pflichten erledigt und warteten angespannt auf die Ankunft des Blockhelfers mit der Namesliste der zu Entlassenen. Als ich ihn "Paul Rosenzweig" sagen hörte, sprang ich buchstäblich hoch in die Luft.

Wir mussten uns schriftlich verpflichten, nichts von dem zu enthüllen, was in Dachau vor sich ging. Wir wurden gewarnt, daß im Falle einer erneuten Einlieferung, aus welchem Grund auch immer, diese endgültig sein würde.

Nachdem wir unsere eigene Kleidung angezogen hatten, wurden wir wieder auf Viehwaggons geladen und zurück zu dem Rangierbahnhof in der Nähe von München gebracht. Dort gab es eine Verzögerung. Ich glaube, daß die Nazis mit der jüdischen Gemeinde über die Bezahlung der Fahrtkosten nach Mannheim verhandelten. Schließlich waren wir auf dem Zug, in offensichtlich reservierten Abteilen. Es gab keine Wächter. Wir waren frei.

Dreieinhalb Monate Dachau haben mir erlaubt zu beobachten, wie Menschen sich benehmen, wenn die dünne Zivilisationsschicht abhanden kommt. Es ist nicht schön. Wie auch immer, ich glaube, daß ich dort als stärkerer Mann herauskam.

## **ENTKOMMEN AUS DEUTSCHLAND**

Der Zug brachte uns während der Nacht nach Mannheim. Unter meinen Kollegen waren zwei mit Namen Reolen, entfernte Verwandte der Rosenzweigs aus Rockhausen. Das lag ca. 60 km von Mannheim entfernt, und sie hatten kein Geld für die Fahrt, weswegen ich ihnen mit meinem wenigen Geld aushalf. Das machte es mir unmöglich, die ganze Strecke mit dem Zug zu fahren, aber ich konnte zu Fuß Freinsheim erreichen, wo Tante Mina lebte.

Ich war jung, die Sonne schien, und ich marschierte durch die schöne Landschaft am Rhein mit ihren schönen und mir bekannten Dörfern. Nach zwei- oder dreistündigem marschieren erblickte ich Freinsheim, gelegen in einer Vertiefung zwischen sanften, weinbewachsenen Hügeln. Es ist eine sehr alte Stadt mit Befestigungsmauern und einem Wall.

Tante Mina, Onkel Jakob und der liebe Kousin Willi machten einen großen Wirbel um mein Ankommen, und ich blieb über Nacht. Am nächsten Tag begleitete mich Willi zum Bahnhof und zeigte mir den Zug nach Grünstadt, von wo ich mit dem Regionalzug weiter nach Altleiningen fuhr.

Unser Haus war leer als ich es erreichte, aber ich fand einen Weg hinein. Als ich nach einiger Zeit einen Schlüssel im Schloß hörte, versteckte ich mich hinter einer Kommode, um Mutter und Martha zu überraschen. Es war für uns alle ein fröhlicher Moment.

Mutter zeigte mir einen Brief, den sie von Herrn Blum erhalten hatte. Er hatte einige sehr nette Sachen über mich geschrieben. Er hatte nicht die 15 Reichsmark beigelegt, die ich ihm gegeben hatte, sondern 30 Reichsmark.

Ich fragte sie, ob sie irgend etwas von Herrn Seelenberger erhalten hatte. Sie hatte nichts von ihm gehört und war ihm tatsächlich eines Tages in einer Straße in Grünstadt begegnet, wo er seinen Kopf wendete und weiterging.

Laut meiner Mutter wurde ich freigelassen weil sie, auf Rat Dritter, den Behörden gegenüber angegeben hatte, ich habe alle notwendigen Papiere beisammen um Deutschland zu verlassen. Ich fragte sie, ob sie mehr wisse als ich, worauf sie zugab, dies erfunden zu haben um mich freizubekommen. Ich fragte mich, wie lange es dauern würde, bis jemand nachfragte, warum ich immer noch da sei.

In der folgenden Woche wurde ich aufgefordert, Pastor Kranzbühler, unseren Pfarrer, in seinem Haus zu besuchen. Er bat mich in sein Arbeitszimmer, und nachdem ich Platz genommen hatte, sagte er: "Ich bin erfreut, daß Du wieder zu Hause bist, sicher und offenbar gesund, aber warum habe ich Dich am Sonntag nicht in der Kirche gesehen?" Ich sagte ihm, daß ich mich mit meinem kahlgeschorenen Schädel befangen gefühlt hätte, und das jemand in der Gemeinde etwas gegen mich haben könnte. "Komm nächsten Sonntag", sagt er, "wenn irgend jemand auch nur ein Wort gegen Dich sagt, werde ich mich darum kümmern." Dies war derselbe Pfarrer, dessen Bruder versuchte, die Ladenbesitzer im Dorf dazu zu bewegen, uns nichts mehr zu verkaufen.

Dann bat er mich, ihm zu erzählen, was in Dachau passiert sei. Ich zögerte, dann bat ich ihn, mir feierlich zu versprechen, daß alles, was ich ihm erzählen würde, unter uns bliebe. Er gab mir dieses Versprechen, und ich erzählte ihm alles. Während ich erzählte, ging einer der fanatischsten lokalen Nazis, Herr Lackner, am Fenster vorbei. Kranzbühler sagte zu mir: "Fünfundzwanzig wie er wiegen nicht Einen wie Dich auf".

Am nächsten Sonntag ging ich zur Kirche. Niemand in der Gemeinde zeigte Feindschaft gegen mich, allerdings sprach mich auch niemand an, wie auch ich niemanden ansprach.

Am Freitag morgen erhielt ich eine Postkarte mit der Vorladung, die ich befürchtet hatte. "Paul Rosenzweig wird aufgefordert, am Dienstag um 9:00 im Hauptquartier der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) in Neustadt zu erscheinen. Dort würde es hart auf hart kommen, und was ich dringend brauchte, war guter Rat. Zu meinem Glück fragte ich meinen Cousin Willi um diesen Rat.

Seine Einschätzung meines Problems startete mit der Prämisse, daß die Nazis mich nach wie vor als Staatsfeind betrachteten und mir nie trauen würden. Das bedeutete, daß sie mich entweder los werden mußten oder mich irgendwo unterbrachten, wo sie mich im Auge behalten konnten ("Oh Gott, nicht wieder zurück nach Dachau!" dachte ich). "Die Armee", sagte Willi. "Was auch immer Du vorhast, wenn sie Dich auffordern, in die Armee einzutreten, lehne das nicht ab. Das würde ihnen erlauben, nach Gutdünken mit Dir zu verfahren. Du mußt auf Zeit spielen, vielleicht sogar Enthusiasmus für die Idee zeigen."

Die Idee, für Hitler zu kämpfen, reizte mich überhaupt nicht, und das sagte ich auch. Willi war geduldig und erklärte mir, was er beabsichtigte. "Spiel ihr Spiel und bete, daß sie es schlucken", sagte er. In ganz Deutschland durchsuchten die Leute zu jener Zeit fleißig ihre Stammbäume, um ihre rein arische Abstammung nachzuweisen. "Sag ihnen, bevor Du Soldat wirst, würdest Du gerne das Gleiche machen."

Ich verließ ihn in besserer Stimmung. Am Dienstag Morgen wünschten Mutter und Martha mir Glück, und ich startete früh, um den 9:00-Zug nach Neustadt zu bekommen. Ich wurde in ein kleines Büro geführt, in dem bereits ein Mann mittleren Alters in Zivilkleidung an einem Schreibtisch saß. Er entsprach überhaupt nicht meinen Erwartungen von einem Gestapo-Mann, er war in der Tat ziemlich menschlich. Er forderte mich auf, Platz zu nehmen und fragte mich nach meinem Alter. Er musterte mich von oben bis unten und sagte dann: "Sie sind ein junger und starker Kerl. Das KZ scheint Ihnen kein Leid zugefügt zu haben. Wie gefiel es Ihnen dort?" Ich sagte ihm, daß es mir nicht erlaubt war, darüber zu sprechen. "Das ist Ihr Glück!" antwortete er.

Danach folgte das Gespräch verblüffend genau dem Szenario, das Willi entworfen hatte. Die letzten Worte des Gestapo-Mannes an mich lauteten: "Sie kümmern sich um Ihren Familienstammbaum, und sobald sie alles beisammen haben, melden Sie sich wieder hier."

Ich fand meinen Familienstammbaum nie, obwohl ich immer noch danach Ausschau halte. Wenn irgend jemand ihn findet, bitte mir sagen. Ich tausche ihn dann gegen Feuerholz.

Ich besorgte mir eine Straßenbauarbeit auf einer nahegelegenen Autobahn. Ich war glücklich, mit einigen meiner alten Arbeitskollegen aus den Tagen der Dreschmaschine zusammen arbeiten zu können. Das einzige Haar in der Suppe war, daß wir von einem jungen SS-Mann beaufsichtigt wurden. Eines Tages saßen wir in einem kleinen Holzhaus und aßen unser Pausenbrot, weit und breit kein Nazi. Einer der alten Männer wagte eine Prophezeiung: "Eines Tages wird unser großer Führer in Russland einmarschieren. Wenn er das tut, wird Josef Stalin, darauf wette ich, ihm den Weg nach Hause zeigen." Einer der anderen Männer warnte ihn, so vor mir zu sprechen, ich könnte ihn verpfeifen. "Mach Dir keine Sorgen um Paul", sagte er. "Er ist einer von uns."

Plötzlich, aus heiterem Himmel, standen wir vor einem anderen großen Problem. Unser Haus war über unserem Kopf verkauft worden. Wir waren "arianisiert" worden, und der neue Eigentümer wollte uns loswerden. Es war verkauft worden an einen Herrn Frank. Jede Woche kam seine Frau verlässlich mit ihrem kleinen Sohn an der Hand an unsere Tür und fragte, wann wir ausziehen würden. Eines Tages verlor ich die Beherrschung and schrie sie an: "Sehr bald, hoffe ich. Nicht nur aus dem Haus, auch aus dem Land!" Der kleine Junge, der die Hand seiner Mutter hielt, Otwin Frank, ist jetzt Bürgermeister von Altleiningen.

Unsere letzte Hoffnung lag im Verlassen von Deutschland, und dafür brauchte ich Hilfe. Ich begann meine Suche nach Hilfe beim jüdischen Gemeindezentrum in Ludwigshafen. Ein ziemlich hochnäsiger junger Angestellter verweigerte mir rundheraus jede Hilfe. Mir wurde gesagt: "Wir können Ihnen nicht helfen, sie sind kein Jude".

Sehr deprimiert ging ich nach Hause. Ich war sicher, daß ein Krieg unmittelbar bevorstand, und mir schien der Boden unter den Füßen immer heißer zu werden. Ich dachte an einen Ausspruch Großvaters: "Is die Not am Größten, dann ist Gott am Nächsten" In völliger Verzweiflung sagte ich meiner Mutter, daß ich nach Ludwigshafen zurückgehen würde, und daß ich mich diesmal nicht an der Nase herumführen lassen würde. Dort traf ich wieder denselben jungen Mann an wie zuvor, zusammen mit einer jungen Dame. Er begrüßte mich mit den Worten: "Sie wissen, daß wir nichts für Sie tun können, Sie sind kein Jude!" Ich antwortete, er könne etwas für mich tun. Er könne ein Bett für mich aufstellen, da ich nicht bereit war wieder zu verschwinden ohne Hilfe zu erhalten.

Später wurde mir klar, daß sie sehr vorsichtig mit jeden sein mußten, die einfach vor ihrer Tür auftauchten, wie ich es getan hatte. Für die Nazis wäre es ein sehr bequemer Weg gewesen, Agenten im Ausland zu etablieren, indem sie über jüdische Organisationen als Flüchtlinge verschickt wurden.

Wie auch immer, nachdem ich mich widerspenstig gezeigt hatte, änderte sich ihre Stimmung. Mir wurden drei Namen und Adressen genannt. Ich kehrte in gehobener Stimmung zurück nach Hause. Ich setzte mich sofort hin und schrieb Briefe an die zwei Berliner Adressen, und zu Mutter sagte ich: "Morgen gehe ich nach Heidelberg, um diesen Pastor Maas zu finden."

Für unser erstes Treffen ging ich zu seinem Haus. Er hatte ein trauriges Gesicht. Sein Verhalten war offen, und ich hatte das Gefühl, dies war ein Mann, dem man trauen konnte. Wir gingen in sein Arbeitszimmer, wo er, sobald wir saßen, sofort zur Sache kam. "Was kann ich für Sie tun?", fragte er. Ohne mich zurückzuhalten, erzählte ich ihm meine ganze Geschichte. Nachdem ich fertig war, schaute er mir direkt in die Augen. Die einfachen Worte, die er dann sagte, werden mir für immer im Gedächtnis bleiben. "Ihre Sorgen sind vorüber. Ihr Fall, und der Ihrer Schwester, sind nun in meiner Hand. Ich werde versuchen, Sie so schnell wie möglich hier

herauszubekommen." Es war ein wunderbarer Moment. Ich fühlte, wie mir eine ungeheure Last von meinen Schultern genommen war.

Er erklärte mir, daß ich am ehestens in England als Flüchtling unterkommen könne, aber selbst dort gäbe es Probleme.

Er erzählte auch, daß er jeden Monat nach London flog, um dort Vertreter der Quäker zu treffen, um einen Fluchtweg für Leute wie mich zu finden. Vorsichtig fragte ich ihn, ob er irgend etwas für meine Mutter tun könne. Er sagte mit Bedauern, daß junge Leute und Kinder höchste Priorität hätten. Schließlich befragte er mich zu meiner finanziellen Situation. Ich erzählte ihm, daß ich aufgrund der vielen Treffen und Gespräche wenig Zeit zum Arbeiten gefunden hatte, und das es für uns ziemlich eng war. Er legte 15 Reichsmark auf den Tisch und sagte mir, wenn ich mehr Unterstützung bräuchte während ich auf eine Gelegenheit wartete, Deutschland zu verlassen, sollte ich ihm einfach eine Postkarte schicken und den Betrag nennen, den wir bräuchten.

Zum Abschied sagte er mir, er würde mit mir postalisch in Kontakt treten, sobald er neue Informationen hätte. Ich brachte meine aufrichtige Wertschätzung zum Ausdruck und ging mit dem starken Eindruck, daß ich einen Engel in Menschengestalt getroffen hatte.

Ich ging wieder zur Arbeit, mit Hoffnung im Herzen und dem festen Vorhaben, nichts zu sagen oder zu tun, was uns in Gefahr bringen könnte. Wenn Leute eine Rede Hitler's feierten, feierte ich mit. Wenn sie Lobeshymnen auf ihn anstimmten, machte ich mit. Meine Gedanken behielt ich für mich.

Die Dinge begannen sich positiv zu entwickeln, und Mutter mußte regelmäßig an meinen Arbeitsplatz kommen, nachdem wir unsere Morgenpost erhalten hatten, um dafür zu sorgen, daß ich zum Konsulat und zu ähnlichen Stellen ging, um jene Dokumente zu besorgen, die für unsere Emigration notwendig waren. Es sah so aus, als wenn ich der Erste sein würde, der ging, noch vor Martha, was ich für gefährlich hielt. Ich besuchte Pastor Maas erneut. Er stimmte mir zu und sagte mir, er würde versuchen, dies zu verhindern.

Eines Nachts sagte ich meiner Mutter, wenn ich es in ein anderes Land schaffte und dieses Land dann in einen Krieg mit Deutschland verwickelt würde, würde ich mich als Freiwilliger an die Front melden. Natürlich war ich sehr besorgt, wenn ich daran dachte, daß ich meine Mutter alleine zurücklassen sollte in dem alten und feuchten Haus. Ich schrieb an ihren Bruder, meinen Onkel Eugen in Stuttgart, und bat ihn, ihr Zuflucht zu gewähren. Ich war enttäuscht und bekümmert, als er sagte, er habe mit der Angelegenheit nichts zu tun. Danach hatte und wollte ich keinen Kontakt mehr mit ihm, sodaß ich nicht weiß, was aus ihm und seiner Frau geworden ist.

Schließlich erhielten wir die Bestätigung von Pastor Maas, daß wir als Flüchtlinge nach England gehen durften. Martha ging als Erste am 12.6.1939 mit einem der Kindertransporte. Ich begleitete sie bis Frankfurt, das ein Sammelpunkt zu sein schien. Dort traf ich Herrn Schwarzschild, den Metzger aus Eisenberg, der seine eigene Tochter Margot mit dem gleichen Transport verschickte.

Innerhalb einer Woche erhielten wir wie großartige Nachricht, daß Martha sicher angekommen war und in Minishant in Schottland in Frau Kennedy, einer Witwe, eine gute Stiefmutter gefunden hatte.

Zu dem Zeitpunkt hatte ich alle Papiere beisammen. Ich hatte meinen Paß und ein Visum und diverse Zertifikate der lokalen Behörden, des Kirchenregisters u.a. Mir fehlte nur ein Dokument, die Ausreiseerlaubnis, ohne das ich das Land nicht würde verlassen können. Dieses Papier mußte von jenem Gestapo-Hauptquartier in Neustadt ausgestellt werden, wo ich meinen Familienstammbaum hätte einreichen sollen. Ich wartete und wartete, und offen gesagt, begann ich in Panik zu geraten. Ich beschloß, mich nochmal an das jüdische Gemeindezentrum in

Ludwigshafen zu wenden, in der Hoffnung, die Leute könnten helfen. Ich erzählte ihnen mein Problem, und ihre Reaktion machte mich sprachlos.

Er rief direkt beim Gestapo-Hauptquartier an. "Was ist bei Euch eigentlich los?" hörte ich ihn sagen, "hier ist ein Staatsfeind, ein junger Mann, den ihr loswerden wollt, der sein Bestes tut, um dem zu entsprechen, und ihr hindert ihn am Verschwinden, weil er auf seine Ausreiseerlaubnis warten muß!" Er legte den Hörer auf. "Sie sollten das Dokument in den nächste Tagen erhalten." sagte er. Damit lag er richtig.

Während meiner letzten paar Wochen in Deutschland nahm ich Stunden bei einer Dame in Grünstadt, um mir Grundkenntnisse in Englisch anzueignen. Als ich meine letzte Stunde genommen hatte, merkte sie an: "Sie haben einen neuen Start vor sich. Ich hoffe, Sie finden ein nettes englisches Mädchen und werden dort seßhaft"

"Das hoffe ich auch", antwortete ich und machte mich von dannen. Bevor ich Grünstadt verließ, warf ich einen letzten Blick auf die Anschlagtafel gegenüber dem Bahnhof. Dort konnte ich schwarz auf weiß eine typische Nazi-Verabschiedung lesen: "Wir sind glücklich, daß der Jude Rosenzweig dieses Land verläßt. Gut das wir ihn los sind, ein Maul weniger zu füttern."

"Es ist mir ein Vergnügen!" dachte ich.

Der Moment, den ich so gefürchtet hatte, war gekommen. Ich sagte Lebewohl zu Mutter und ließ sie allein zurück unter diesen Barbaren. Hatte ich eine Alternative? Ihre einzige Hoffnung war, daß ich es schaffen würde rauszukommen, um dann zu versuchen, sie nachzuholen. Ich verließ diese geliebte, zerbrechliche kleine Frau in unserem Haus, auf den letzten Treppenstufen. Als der Zug Altleiningen verließ, winkte sie aus einem der Fenster im Obergeschoß; dies war das letzte Mal, daß ich meine Mutter sah.

Ich unterbrach meine Reise in Freinsheim, um meiner Tante Mina, meinem Onkel Jakob und Willi Lebewohl zu sagen. Dies waren die einzigen Menschen in Deutschland, von denen ich mich verabschiedete. Ich hatte einige wenige persönliche Besitztümer von denen ich annahm, daß ich sie an der Grenze verlieren würde. Ich übergab diese an Willi, der sie mir 1946 wiedergab.

Ich erreichte den Zug nach Ludwigshafen. Er fuhr am Fluß entlang durch das romantische Rheintal. In Köln wechselte ich in einen interkontinentalen Zug, auf dem ich ein Abteil mit zwei Damen mittleren Alters teilte. Die Eine war eine leidenschaftliche Nazine aus Bremen, die nach Belgien reiste, um dort irgendwelchen Besitz zu verkaufen. Die Andere war eine sehr kultivierte Dame, die sechs Sprachen beherrschte und auf dem Weg von Jugoslawien zurück nach England war. Sie schien zu ahnen warum ich den Zug benutzte, und als wir einmal kurz allein im Abteil waren, empfahl sie mir, in Anwesenheit der Dame aus Bremen auf meine Worte zu achten

Die deutsche Dame fragte mich, was mein Reiseziel sei, und als ich England sagte, griff sie mich an. "Ich kann nicht verstehen, wie ein junger Mann auch nur in Erwägung ziehen kann, Deutschland zu verlassen, jetzt, wo unser Land unter seinem geliebten Führer erblüht wie nie zuvor."

Wir erreichten Aachen und die deutschen Grenzbeamten gingen durch den Zug und sagten "Die Pässe bitte". Sobald sie das große rote "J" in meinem Pass sahen, befahlen sie mir, den Zug zu verlassen und in ein kleines Ziegelsteingebäude zu gehen, wo ich mich entkleiden mußte. Sie prüften alle meine Utensilien, aber sie fanden nichts, woran sie interessiert waren.

Als ich wieder in das Abteil zurückkehrte, blieb die deutsche Dame stumm. Offensichtlich war der Groschen gefallen. Die andere Dame war die reine Liebenswürdigkeit. Als die belgischen Grenzbeamten in den Zug kamen, sprach sie für mich mit den Beamten auf französisch. Tatsächlich nahm sie mich bis Victoria unter ihre Fittiche.

Der Zug fuhr nach Belgien hinein und ich wußte, ich war den Nazis entkommen.



Ich hatte meinen neunzehnten Geburtstag in Dachau verbracht. An meinem zwanzigsten Geburtstag trat ich der britischen Armee bei. Ich nahm einen neuen Namen an und begann ein neues Leben.

*He has delivered my soul in peace  
From the battle that was against me  
For there were many with me*

(Psalm 55)

## **ANHANG**

Über viele Jahre bis zu seinem Tod im Frühjahr 1989 korrespondierte ich mit Karl Imhoff, den ehemaligen Pastor von Altleiningen und später Watingen. An einem Jahrestag der Reichskristallnacht schrieb er mir über eben jene. Dies sind seine Worte:

*"Nach dem Krieg wurde mir die Aufgabe übertragen, eine Geschichte der Kirchengemeinde von Wattenheim während der Reichskristallnacht zusammenzutragen.*

*Unsere Gemeinde war geschockt von den Geschehnissen am 9.11.1938, bekannt als Reichskristallnacht. Überall in Deutschland wurden Synagogen in Brand gesetzt. Der Vorsitzende unseres Ältestenrats, Herr Armbrust, sprach mit mir in mühsam beherrschter Erregung. Er sagte: "Herr Pastor, auch Synagogen sind Orte des Gebets, und solche heiligen Plätze sollten von niemandem entweiht werden. Sie werden sehen, das wird zu nichts Gutem führen." Dies war die Meinung eines Mannes, dessen Wesen christlich geprägt war, ohne durch Propaganda beeinflusst worden zu sein, aber es war eine einsame Stimme in der Wüste.*

*In Hettenleidelheim, einem nah gelegenen Dorf, lebte eine jüdische Familie mit Namen Michel. Der alte Herr Michel, von Beruf Metzger, mußte kämpfen, um mit seinem Geschäft einen kargen Lebensunterhalt zu verdienen. Sein verheirateter Sohn arbeitete als Buchhalter in der Töpferwarenfabrik Hagenburger Schwalb. Herr Michel junior wurde nur wenige Tage vor der Reichskristallnacht wegen Unterschlagung verhaftet. Das Geld war vorab an einen Treuhänder der Nazi-Partei gegangen. Er setzte Herrn Michel unter Druck, so daß dieser, um seinen Job zu bewahren, die Unterschlagung zugab.*

*Auch der Nazi wurde verhaftet, aber die Anklage gegen ihn wurde fallen gelassen und er freigelassen. Die Schuld wurde auf den Juden geschoben.*

*Während der Reichskristallnacht war die junge Frau Michel mit ihren zwei kleinen Kindern allein in ihrem Haus. Sie erwartete hochschwanger ein weiteres Kind. Ein paar Banditen von wer-weiß-woher fuhrten in einem Wagen vor. Sie trieben die jüdische Familie aus dem Haus und begannen, alles in dem Haus in Stücke zu schlagen. Einweckgläser mit Früchten und ein Radio wurden aus dem Fenster geworfen. Dann schlitzten sie die Federbetten auf, die Federn verteilten sich auf der ganzen Straße. Alle Scheiben wurden eingeschlagen.*

*Zu Krönung zwangen sie die junge Frau, alle Scherben mit den bloßen Händen aufzusammeln. Sie tat dies, bis das Blut an ihren Händen herabströmte. Die arme Seele war gezwungen, die Nacht mit ihren beiden Kindern im Freien zu verbringen. Sie wurde nicht mehr in Heidenhettelheim gesehen. Sie und ihre zwei Kinder wurden in ein KZ verschleppt.*

*Die Ortspolizei muß vorab im Bilde gewesen sein. Sie standen herum, zusammen mit den lokalen Parteigrößen, und glotzten. Sehr wahrscheinlich waren sie von höchster Stelle dorthin befohlen worden, um den Mob seine dreckige Arbeit ungestört ausführen zu lassen.*

*Am nächsten Tag fuhr der Schreiber dieser Zeilen durch Heidenhettelheim. Er sprach zu Angehörigen beider Glaubensrichtungen, Katholiken und Protestanten, aber sie waren im Wortsinne paralysiert vor Furcht. Keiner hatte den Mumm dazwischenzugehen. Ein Mann, ein Nachbar dieser jüdischen Familie, erzählte dem Autor, daß er die schwangere Frau und ihre Kinder gerne in sein Haus aufgenommen hätte,*

*er sei aber eingeschüchtert gewesen sei und befürchtete Maßnahmen gegen sich und seine Familie. Also tat er gar nichts.*

*Hätte ich gewußt, daß Du in jener Nacht in Wattenheim im Polizeigefängnis gesessen hast, hätte ich das in meine Geschichte aufgenommen."*

Tatsächlich kannte ich den Mann dieser Frau, Simon Michel. Er war ein gut aussehender Mann, hochgeachtet bei den Mitgliedern der kleinen Kongregation in Kahns Predigtraum in Eisenberg. Wenn Herr Kahn keine Zeit hatte, dann war es Simon Michel, der die Predigt hielt.

Ich habe kürzlich erfahren, was aus einigen der Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Grünstadt geworden ist, die ich erwähnt habe.

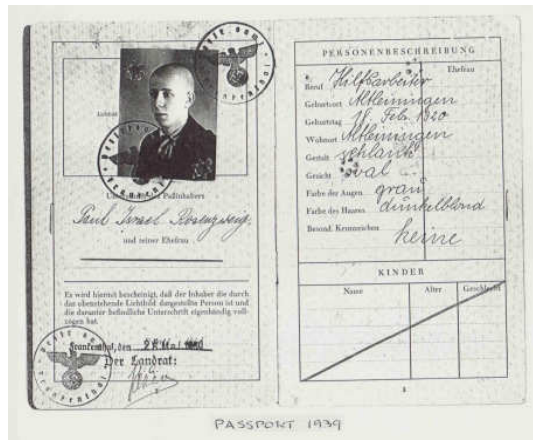
Herr Lion, mein Relegionslehrer, verließ nach seiner Entlassung aus Dachau Grünstadt im September 1939 und ging nach Frankfurt. Während des Krieges wurde er verhaftet und in ein Lager im Osten deportiert, wo er getötet wurde.

Gustav Seelenberger emigrierte nach Chile, wo er immer noch lebt.

1942 wurden seine Eltern, ebenso wie meine Mutter, nach Auschwitz deportiert und dort Opfer des Holocaust.



Paul Rosenzweig 1939



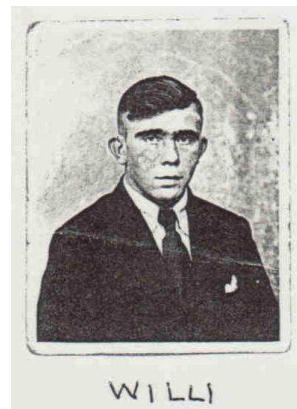
Ausweis, ausgestellt im Mai 1939



Mutter Klara



Schwester Martha



Cousin Willi





47 HAUPTSTRASSE, ALTLEININGEN (IN 1987)

THE ORIGINAL HOUSE HAS BEEN MODIFIED  
BY THE ADDITION OF ROOMS IN THE ROOF  
SPACE. THE PHOTOGRAPHS ARE TAKEN  
FROM THE FOOTPATH LEADING DOWN FROM  
THE CASTLE